



Friedrich von Gärtner's „Eiserner Pavillon“ in Kissingen, 1846 © Stadtarchiv Bad Kissingen. Graphische Sammlung

19. Jahrhundert und Kaiserreich

Das 19. Jahrhundert war für die Emanzipation der Kissinger Juden und für die Entwicklung der jüdischen Gemeinde von grundlegender Bedeutung. Dabei war die Ausgangssituation zu Beginn des Jahrhunderts alles andere als gut: Der Großteil der jüdischen Bevölkerung lebte in großer Armut und die Kissinger Juden in ihrer Gesamtheit sahen sich weitgehenden Restriktionen unterworfen. „1803“, so Cornelia Berger-Dittscheid, „lebten einer **Regierungsstatistik** zufolge insgesamt 35 jüdische Familien mit 145 Personen in Kissingen, darunter vier Witwen, drei Ledige und sieben Dienstboten. 13 Familien standen unter fürstlichem Schutz und 14 Familien waren einem adeligen Herrn untertan. 16 von ihnen verfügten über eigene Häuser bzw. Haushälften. Es gab

nur drei relativ vermögende Juden in Kissingen – die Viehhändler Mannes Katz, Joseph Hertz und Schloma Lämmlein, die auch höhere Abgaben an ihre Schutzherren und die Landjudenschaft zahlten. Die Hochstiftischen mussten 15 Gulden Schutzgeld und drei Gulden an die Stadt Kissingen zahlen. Die Ritterschaftlichen entrichteten zehn Gulden für ihren Schutz und waren nach wie vor von der Abgabe an die Stadt befreit. Gestaffelt nach dem Einkommen waren für alle die Abgaben für `extraordinari´ wie Neujahrs- und Rauchgeld (für den Rauchfang bzw. das Haus), das Schlachten von Vieh und das Ausschicken von koscherem Wein. 14 Familienväter verdienten mit dem Viehhandel ihren Lebensunterhalt, während acht Krämer und je fünf Metzger bzw. Schmuser waren.“¹

Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzende **Reformbewegung** veränderte die Situation der Juden in einschneidender Weise und leitete als Frucht der Aufklärung den Prozess ihrer Emanzipation und Integration ein. 1813 lebten 12 792 Juden im Großherzogtum Würzburg, was 4 % der Gesamtbevölkerung entsprach. Mainfranken gehörte damit zu den am dichtesten mit Juden besiedelten Gebieten in Deutschland.² Die Bemühungen des Würzburger Theologieprofessors Franz Oberthür (1745-1831) um eine Verbesserung der Situation der jüdischen Bevölkerung blieben zwar noch ohne nachhaltigen Erfolg. Aber mit den napoleonischen Reformen, die auch Würzburg erreichten, wurde ein wichtiger Schritt in Richtung Emanzipation für die mainfränkischen Juden getan. Der Großherzog von Toskana verkündete 1806 ein Toleranzedikt, verbesserte das Steuer- und Abgabensystem und schaffte den Leibzoll sowie 1809 den Zoll für Verstorbene und Brautleute ab. Noch weiter ging Karl Theodor von Dalberg (1802-13) im Fürstentum Aschaffenburg, indem er die weitgehende Gleichstellung der Juden garantierte.³

Die meisten mainfränkischen Juden waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1810) im Handel tätig (66, 1 %), da ihnen Landwirtschaft und Handwerk gesetzlich verboten waren. Unter ihnen stellten die Viehhändler mit 27,7 % die größte Gruppe, gefolgt von allgemeinen Warenhändlern (21,5 %), auf bestimmte Warengruppen spezialisierte Händler (16, 5 %) sowie Schmusern und

¹ Vgl. Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 50f

² Vgl. Scherg 4/2, S. 230

³ Vgl. Scherg 4/2, S. 237 f

Maklern (15, 4 %). Als Metzger und Schächter, Uhrmacher, Goldsticker und Seifensieder waren 6 % der Juden tätig, als Lehrer, Rabbiner, Kantor oder Gemeindediener etwa 2 % der jüdischen Bevölkerung. Die Armut unter den mainfränkischen Juden (vor allem in den nördlichen Gebieten Mainfrankens) war sehr groß. 1803 gehörten 95 % von ihnen zur Unter- bzw. niederen Mittelschicht. 20 % von ihnen gehörten zur Unterschicht ohne Vermögen, 54 % zur Unterschicht mit geringem Vermögen. Besonders groß war die Armut unter den ritterschaftlichen Juden: 86 % wurden der Unterschicht zugerechnet.⁴

Für Kissingen weichen die Zahlen deutlich ab: Im Viehhandel waren 1810 16 Juden (51,6 %) und im Schnittwarenhandel vier bzw. fünf Juden⁵ tätig (12,9 bzw. 16,1 %), mit einer Garküche verdienten sich ein bzw. zwei Juden ihren Lebensunterhalt (3,2 bzw. 6, 4 %), während drei Juden als Schmuser arbeiteten (9, 6 %) und sieben Juden sich als Schlachter betätigten (22, 5 %). Zu dieser Zeit lebten in Kissingen 28 unmittelbare Schutzjuden mit ihren Familien:

- Manes Katz (Viehhandel und Schnitthandel, 1000 Gulden Kapital)
- Salomon (Schnitthandel, 1000 Gulden)
- Jakob Isack (Garküche, 100 Gulden)
- Israel David (Schlachten, 100 Gulden)
- Joseph Herz (Schmuser, 100 Gulden)
- Maier Joseph (Schlachten, 200 Gulden)
- Faibel Hirsch (Viehhandel, 300 Gulden)
- Lämlein Wolf (Schlachten, 150 Gulden)
- David Loew (Viehhandel, 100 Gulden)
- Simon Schmul (Viehhandel, 600 Gulden)
- Jaidel Abraham (Schlachten, 100 Gulden)
- Schloma Heß (Viehhandel, 100 Gulden)
- Itzig [= Isaac] Maier (Viehhandel, 150 Gulden)
- Lämlein Joseph (Viehhandel, 300 Gulden)
- Schloma Maier (Viehhandel, 150 Gulden)
- Itzig Katz (Viehhandel, 150 Gulden)

⁴ Vgl. Scherg 4/2, S. 232f

⁵ Einige Juden übten zwei Berufe aus.

- Maier Wolf (Schnitthandel, 300 Gulden)
- Koppel Manes (Schmuser/Garküche, 100 Gulden)
- Aron Simon (Schnitthandel, 300 Gulden)
- Loeser Joseph (Schlachten, 150 Gulden)
- Itzig Salomon (Viehhandel, 250 Gulden)
- Koppel Faibel (Schmuser, 250 Gulden)
- Joseph Salomon (Viehhandel, 300 Gulden)
- Hajum Maier (Viehhandel, 500 Gulden)
- Sandel Simon (Schnitthandel, 200 Gulden)
- Nathan Salomon (Viehhandel, 400 Gulden)
- Benedikt Hajum (Viehhandel, 400 Gulden)
- Salomon Wolf (Schlachten, 50 Gulden)
- Lämlein Salomon (Viehhandel, 150 Gulden) ohne Schutzbrief.

Hinzu kamen zwei mittelbare Schutzjuden mit ihren Familien: Schloma Lämlein (Viehhandel, 500 Gulden) und Oscher Wolf (Schlachten, 150 Gulden).⁶ Die Mehrheit der Kissinger Juden war sehr arm: 48, 3 % hatten ein kümmerliches Kapital von 50 bis 150 Gulden, 35, 4 % besaßen 200 bis 400 Gulden. Lediglich 9, 6 % nannten 500 bis 600 Gulden ihr Eigen. Und nur 6, 4 % waren mit 1000 Gulden einigermaßen vermögend.⁷

Von größter Bedeutung für die Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Bayern war das restriktive „bayerische **Judenedikt**“ von 1813, das am 5. Dezember 1816 auch für Unterfranken in Kraft trat.⁸ Es sprach den ortsansässigen Juden zwar praktisch die bayerische Staatsangehörigkeit zu, unterwarf sie allerdings auch weitreichenden Restriktionen. Der sog. „Matrikelparagraph“ sollte dafür sorgen, die Zahl der Juden an einem Ort einzuschränken. Bürger-, Wohn-, Arbeits- und Heiratsrecht waren an eine Matrikelnummer gebunden, die von den zuständigen Polizeibehörden nur in sehr begrenztem Umfang vergeben wurde. An einem Ort durften in Zukunft nur noch so viele jüdische Familien leben, wie dort im Jahre 1813 zum Zeitpunkt des Edikts in die

⁶ Sta Wü, Großherzogtum Würzburg Landesdirektion 498

⁷ Vgl. ebd.

⁸ Vgl. Scherg, Leonhard: Die jüdischen Gemeinden. In: Kolb, Peter; Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Bd.5/2: Von der Eingliederung in das Königreich Bayern bis zum beginnenden 21. Jahrhundert, Würzburg 2002, S 150f

Personenregister (die sogenannten „Matrikelbücher“) eingetragen waren. Fremden Juden wurde der Zuzug grundsätzlich verboten. Auf diesem Weg sollte die Zahl der jüdischen Einwohner „nach und nach vermindert werden“, wenn sie den Behörden zu groß erschien, was nicht selten der Fall war.⁹ Das übte einen besonders großen Auswanderungsdruck auf die nachgeborenen Kinder aus. Denn solange die alten Matrikelbesitzer nicht verstorben waren, durften sie keine eigene Familie an diesem Ort gründen. Sie mussten entweder ledig bleiben, sehr lange Verlobungszeiten in Kauf nehmen oder ihren bayerischen Heimatort verlassen. So befanden sich unter den 8000 Personen, die zwischen 1835 und 1840 von Unterfranken aus in die Vereinigten Staaten auswanderten, überdurchschnittlich viele Juden. Aus den 24 Gemeinden des Distriktsrabbinats Kissingen wanderten allein zwischen 1830 und 1854 588 Juden aus, was etwa 20 % der jüdischen Bevölkerung des Bezirksrabbinats entsprach.¹⁰

Ein weiteres Problem, das sich aus dem Judenedikt ergab, bestand darin, dass von den Behörden nur noch eine einzige jüdische Gemeinde in jedem Ort toleriert wurde. Dies führte vor allem in den großen Städten zu ernsthaften Schwierigkeiten. Juden wurden durch das Judenedikt zudem gezwungen, ihre traditionelle Namensgebung (die auf dem Vornamen und dem Namen des Vaters beruhte) aufzugeben und deutsche Familiennamen anzunehmen. Sie mussten einen eigenen Eid auf den König und die bayerische Verfassung ablegen und damit ihre Loyalität gegenüber dem bayerischen Königshaus und dem bayerischen Staat sichtbar zum Ausdruck bringen. Zwar war die Berufswahl und Gewerbeausübung für Juden an sich frei, doch waren die Behörden über die Vergabe von Matrikelstellen bemüht, unerwünschte Gewerbe (wie etwa das Hausiergewerbe) zurückzudrängen und erwünschte wie Handwerk und Landwirtschaft zu fördern. So musste etwa jeder Neubewerber um eine Matrikelstelle ein Handwerk erlernt haben. Das Judenedikt mit seinen weitreichenden Restriktionen wirkte sich auf das Wachstum der jüdischen Bevölkerung negativ aus: Während die Gesamtbevölkerung stark wuchs, nahm der Anteil der Juden von 20,7 % (1816) auf 10,8 % (1871) deutlich ab. Hingegen

⁹ Vgl. Bayerisches Judenedikt 1813. Eingesehen in: Rijo Research: http://www.rijo.homepage.t-online.de/pdf/DE_BY_JU_edikt.pdf, 5.9.2012

¹⁰ Vgl. Scherg 5/2, S. 152

nahm die Zahl der Juden, die im Handwerk oder in der Landwirtschaft tätig waren, stark zu: Waren 1822 nur 0, 6 % der Juden in der Landwirtschaft und 0, 25 % im Handwerk aktiv, so verdienten 1848 bereits 12, 81 % der Juden ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft und 28, 40 % im Handwerk. ¹¹

1814 lebten in Kissingen 43 jüdische Familien mit 171 Personen in 32 Häusern. Vorstand (bzw. „Vorgänger“) der Gemeinde war über viele Jahre hinweg der Vieh- und Schnittwarenhändler Mannes Katz Wohnberg. ¹²

1817 wurden für Kissingen 45 (bzw. 46) **Judenmatrikel** mit folgenden Gewerben vergeben:

- Simon (Schmul) ¹³ Löwenthal: Viehhandel und Schlachtereie, 56 Jahre, geb. ca. 1761, 3 Söhne, Schutzbrief 1786
- Judith (Katz) Wohnberg: Viehhandel, 60 Jahre, geb. ca. 1757, Witwe des Viehhändlers Manes Katz, Schutzbrief 1772
- Koppel (Mannes) Schwed: Judentraiteur, ein Garküchner bzw. Lebensmittellieferant, 46 Jahre, geb. ca. 1771, 7 Kinder, Schutzbrief 1796
- Benedict (Hajum) Rosenbaum: Privatlehrer, 61 Jahre, geb. ca. 1756, Schutzbrief 1793
- Jendle (Nathan) Rosenau: Viehhandel, 28 Jahre, geb. ca. 1789, Witwe des Nathan Salomon, 4 Kinder, Schutzbrief 1803
- Jaidel (Abraham) Heilner: Schmuser, 70 Jahre, geb. ca. 1747, 2 Kinder, Schutzbrief 1777
- Jacob (Isaac) Bergfeld: Schmuser, 32 Jahre, geb. ca. 1785, Witwer, 2 Kinder, Schutzbrief 1773
- Laemlein (Joseph) Hofmann: Viehhandel, 32 Jahre, geb. ca. 1785, Witwer, 2 Kinder, Schutzbrief 1799
- Itzig (Katz) Straus: Viehschlachten, 70 Jahre, geb. 1747, 1 Sohn, Schutzbrief 1777
- Löw (Jacob) Leuthold: Schnitthandel, 33 Jahre, geb. ca. 1784, verheiratet mit Maria Anna Leuthold (* ca. 1795), keine Kinder, Schutzbrief 1816

¹¹ Vgl. Scherg 5/2, S 150f

¹² Vgl. Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 52

¹³ Der Name des Vaters steht in Klammern: Simon ben Schmul; Simon, Sohn des Schmul.

- Hajum (Maier) Oberzimmer: Viehhandel; 36 Jahre, geb. ca. 1781, 3 Kinder, Schutzbrief 1808
- Sara (Lamm) Rosenstock: Handarbeiten, 44 Jahre, geb. ca. 1773, Witwe, 4 Kinder: Babette (* ca. 1794), Julius (* ca. 1798), Gudel (* ca. 1803) und Rebecca (* ca. 1807), Schutzbrief 1788
- Schloma (Maier) Mainzer: Viehhandel, 34 Jahre, geb. ca. 1783, 1 Sohn, Schutzbrief 1804
- Schloma (Hess) Eisenburg: Viehhandel, 65 Jahre, geb. ca. 1752, verheiratet mit Behla (* ca. 1756), 1 Sohn: Kaufmann Eisenburg (* ca. 1794), Schutzbrief 1787
- Isaac [= Itzig] (Maier) Kraus: Schmusen, 46 Jahre, geb. ca. 1771, 4 Kinder, Schutzbrief 1791
- Moses (Popper) Poppermann: Handel mit Vieh und Kurzwaren, 60 Jahre, geb. 1757, hat den Familiennamen Wertheimer abgelehnt, Schutzbrief 1791
- Aron (Simon) Wittekind: Handel mit Schnittwaren, 43 Jahre, geb. ca. 1774, 4 Kinder, Schutzbrief 1806
- Salomon (Wolf) Hamburger: Viehschlachten, 41 Jahre, geb. ca. 1776¹⁴, 4 Kinder, Schutzbrief 1807
- Koppel (Faibel) Freytag: Schmuser, 50 Jahre, geb. ca. 1767, 5 Kinder, Schutzbrief 1799
- Oscher (Wolf) Sternfeld: Viehhandlung und Schacher, 48 Jahre, geb. ca. 1769, verheiratet, keine Kinder, Schutzbrief 1808
- Joseph (Salomon) Gutmann: Viehhandel, 54 Jahre, geb. ca. 1763, verheiratet mit Ettel Gutmann, 8 Kinder, Schutzbrief 1795
- Sandel [=Alexander] (Simon) Schiffmann: Schnittwarenhandel, 49 Jahre, geb. ca. 1768, verheiratet mit Behla Schiffmann (* ca. 1788), 2 Kinder: Behla (* ca. 1805), Sara (* ca. 1817), Schutzbrief 19.1.1802
- Hess (Schloma) Ullmann: Viehhandel, 29 Jahre, geb. ca. 1788, verheiratet mit Mündel Ullmann (* ca. 1795), keine Kinder, Schutzbrief 1816

¹⁴ Die genauen Lebensdaten Salomon Hamburgers betragen: 1772-1864.

- Laemlein (Salomon) Ehrlich: Viehhandel, 37 Jahre, geb. ca. 1780, verheiratet mit Fradel Ehrlich (* ca. 1788), 2 Kinder: Schmul (* ca. 1812), Gellich/Gela (* ca. 1814), Schutzbrief 15.10.1810
- Itzig (Salomon) Losmann: Viehhandel, 43 Jahre, geb. ca. 1774, verheiratet mit Fradel Losmann (* ca. 1785), 3 Kinder: Gellich/Gela (* ca. 1810), Esther (* ca. 1812) und Salomon (* ca. 1815), Schutzbrief 1806
- Michael (Wolf) Goldstein: Vieh- und Schnittwarenhandel, 38 Jahre, geb. ca. 1779¹⁵, verheiratet mit Judle Goldstein, 2 Kinder: Wolf (* ca. 1813) und Gütche (* ca. 1815), Schutzbrief 1811
- Maier (Wolf) Willig: Tuch- und Schnittwarenhandel, 50 Jahre, geb. ca. 1767, 5 Kinder, Schutzbrief 1811
- Maier (Joseph) Schönburger: Vieh- und Warenhandel, später Vorgänger, 40 Jahre, geb. ca. 1777, 2 Kinder, Schutzbrief 1802
- Faibel (Hirsch) Kugelmann: Vieh- und Warenhandel, 37 Jahre, geb. ca. 1780, 6 Kinder, Schutzbrief 1799
- Löser (Joseph) Mann: Viehschlachten und Kramhandel, 32 Jahre, geb. ca. 1785, 1 Tochter, Schutzbrief 1809
- David (Löw) Stahl: Viehhandel, 71 Jahre, geb. ca. 1746, 2 Söhne, Schutzbrief 1777; am 30.12.1825 tritt eine Woche vor seinem Tod sein Sohn Hirsch David Stahl, Feldbau und Kaufhandel, an seine Stelle
- Löw (David) Friedländer: ohne Erwerb, wird von der Judenschaft ernährt, 44 Jahre, geb. ca. 1773, 3 Kinder, Schutzbrief 1812
- Israel (David) Hartmann: Viehschlachten, 54 Jahre, geb. ca. 1763, 5 Kinder, Schutzbrief 1797
- Joseph (Herz) Löwenau: Schmuser, 60 Jahre, geb. ca. 1757, 4 Kinder, Schutzbrief
- Joseph (Simon) Löwenthal: Haut- und Viehhandel
- Kaufmann (Heß) Eisenburg: Wollen- und Viehhandel

Keine Matrikelnummer erhielt der 60-jährige Lehrer **Moses (Sußmann) Berg**, der 1757 im zu Ansbach gehörenden Thalmässing das Licht der Welt erblickt hatte und deshalb – obwohl er seit 1799 bzw. 1800 in Kissingen ansäs-

¹⁵ Die genauen Lebensdaten Michael Goldsteins betragen: 1776-1847.

sig war – weiterhin als „gedungener Ausländer“ aus dem Fürstentum Ansbach galt. Mit seiner Frau, die er in Unterschüpf bei Boxberg im heutigen Main-Tauber-Kreis geheiratet hatte, hatte er drei Kinder.¹⁶

Nachdem die betreffenden Juden sich am 4. März 1817 mit ihrem neuen Familiennamen bei den Behörden hatten registrieren lassen, legten sie am 23. Mai desselben Jahres in der Kissinger Synagoge den feierlichen „**Unterthans-Eid**“ auf König und Verfassung ab: „Wir schwören“, so die Eidesformel, „zu dem ewigen, allmächtigen Gott, Adonai, einen bürgerlichen Eid, und betheuern dadurch, daß wir der Constitution, und den Gesetzen gehorsam, und dem Könige treu seyn wollen, und dieses so wahr uns helfe der ewige, allmächtige Gott, Adonai, ohne Gefährde, und sinnlichen Vorbehalt.“¹⁷

Ein erklärtes Ziel des Judenedikts von 1817 war es, die Juden an handwerkliche Berufe (die ihnen über Jahrhunderte hinweg per Gesetz verboten gewesen waren!) heranzuführen. Als 1820 der Kissinger **Landrichter Georg Friedrich Conrad** der Kreisregierung über die Umsetzung dieses Zieles Bericht erstattet, erklärt er dieses Vorhaben für gescheitert. Seine von Vorurteilen und Klischees gespickten Ausführungen verraten eine erschreckende antijüdische Grundeinstellung des Landrichters: So kritisiert Conrad den seiner Meinung nach schädlichen Hausier- und Schacherhandel der örtlichen Juden und beklagt, dass ein Missverhältnis der Juden zu den hart arbeitenden Bürgern bestünde, die ihre Familien angesichts der hohen Getreidepreise und Abgaben ihre Familien kaum ernähren könnten, während „der Jude durch seinen immerwährenden Schacher Herr alles Geldes“¹⁸ wäre, nichts selbst produziere, sondern lediglich konsumiere, was andere geschaffen hätten. Er fordert daher von der Kreisregierung, „jene fremden Gebräuche [...] in ihren Wurzeln“ zu ersticken, die keinen anderen Zweck verfolgen würden, als „das Judenvolk von allen andern Völkern abzusondern“¹⁹. Nur so könne die Scheidewand zwischen Christen und Juden eingerissen werden. Am liebsten hätte Conrad die jüdische Religion gleich ganz verboten, doch könne man dies seiner

¹⁶ Vgl. StaWü, Reg. Abg. 1943/45, 8433 Landgericht Kissingen: Acta der Bayerischen Regierung des Unter-Mainkreises; Kammer des Innern. Betreff: Kissingen, Landgericht; Verhältnisse der Juden; Jahrgang 1812 / neue Signatur: StaWü, Regierung des Untermainkreises, Kammer des Inneren, Nr.849; 9075 Juden-Matrikel des Königlichen Landgerichts Kissingen

¹⁷ Vgl. ebd.

¹⁸ Zitiert nach Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 52

¹⁹ Ebd.

Meinung nach leider im Zeitalter der Humanität und Religionsfreiheit nicht. Zweifel äußert er gegenüber dem assimilatorischen Bestreben, die Gebete in der Synagoge in Deutsch statt in Hebräisch verrichten zu lassen: Auf diesem Wege könne man wohl nicht „gegen die Hefe des Volkes, gegen das Gesindel seinen Zweck“ erreichen.²⁰ Conrad betont, dass lediglich junge Juden ein gewisses Interesse am Handwerk besäßen. Aber selbst sie würden mehrheitlich andere Berufe anstreben. So würden von 15 Jugendlichen sechs den Lehrerberuf anstreben, fünf ließen sich als Metzger ausbilden, nur vier hingegen als Bäcker, Schneider, Schuhmacher oder Händler.²¹ Die Attraktivität des Metzgerhandwerks erklärt Conrad in seiner antijüdischen Einstellung damit, dass es für vermögende Juden nur ein „Scheingeschäft“ sei. Das Schlachten überließen sie einem Schlachter, während sie selbst eigentlich nur am Handel interessiert seien. So könnten sie den eigentlichen Sinn des Gesetzes, sie zu einem Handwerk zu bewegen, geschickt umgehen. Die vermögenden Juden, die – so Conrad – „blos den Wucher und Schacherhandel beabsichtig[t]en und dem Gesetz eine Nase drehen woll[t]en“, würden den Metzgerberuf also nur zum Schein erlernen. Lediglich mittellose Juden würden sich von einem ordentlichen Handwerk etwas versprechen.²²

Mit welchen beruflichen Schwierigkeiten Juden aufgrund der **restriktiven Bestimmungen** des Judenedikts zu kämpfen hatten, zeigen die Fälle von Feibel Gutmann und Jakob Moses, dem Sohn von Rabbiner Moses Berg. **Feibel Gutmann** erlernte zwar das Metzgerhandwerk, konnte es aber zunächst nicht ausüben, da in diesem Berufszweig kein freier Platz vorhanden war. Als 1825 sein Vater, der Viehhändler war, erkrankte und er ihm in dessen Geschäft half, wurde er verhaftet, weil er keine Konzession für den Viehhandel besaß. **Jakob Moses** wiederum wollte als Schochet (als Schächter) und Sofer (Thoraschreiber) arbeiten. Doch verweigerte ihm dies die Kreisregierung im Juni 1827. Ausschlaggebend dafür dürfte der negative Bericht des Landgerichts Kissingen gewesen sein, der unverholen antijüdische Vorurteile äußerte: Die örtlichen Juden versuchten mit allen Mitteln, „sich der Ergreifung eines bürgerlichen, mit anstrengender Arbeit verbundenen, jedoch sichern Nahrungsstande

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. ebd.

begründenden Gewerbes zu entziehen“, „wodurch die allerhöchsten Ortes beabsichtigte Civilisation der Juden niemals vollkommen erreicht werden dürfte“. Auch warf das Landgericht die Frage auf, ob die Kunst der Thora-schreiberei einen sicheren Nahrungsstand darstelle. ²³



Kolorierter Stich „Hepp! Hepp!“ von Johann Michael Voltz, Frankfurt 1819
© Generallandesarchiv Karlsruhe (J-D J Nr. 1)

Zu massiven antijüdischen Übergriffen kam es in Kissingen am 9. August 1819 in Zusammenhang der **Hepp-Hepp-Unruhen**, die von Würzburg ausgehend rasch auf andere Städte übergriffen. Auslöser waren die Diskussionen über die Revision des Judenedikts von 1813 und die damit verbundenen Bestrebungen, die Emanzipation der Juden wieder rückgängig zu machen, wofür sich der Juraprofessor und Landtagsabgeordnete Wilhelm Joseph Behr, der

²³ Vgl. Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 52

auch mehrere Jahre Würzburger Bürgermeister gewesen war, nachdrücklich eingesetzt hatte. Am 2. August 1819 feierten ihn deswegen zahlreiche Würzburger Studenten und Bürger überschwänglich. Als sie Professor Sebald Brendel, der für die Judenemanzipation eintrat, in der Menge sahen, gingen sie gegen ihn mit dem Ruf „Hepp-Hepp! ‚Jud‘ verreck!“ vor. Brendel konnte sich seiner Verfolger nur durch Flucht entziehen. Der aufgebrachte Mob suchte sich daraufhin ein anderes Ziel für seine Aggression: „Eine leidenschaftliche Wut“, so Heinrich Graetz in seiner „Geschichte der Juden“, „bemächtigte sich der Bevölkerung. Sie erbrach die Kaufläden der Juden und warf die Waren auf die Straße. Und als die Angegriffenen sich zur Wehr setzten und mit Steinen warfen, steigerte sich die Erbitterung bis zur Raserei. Es entstand eine förmliche Judenschlacht wie im Mittelalter, es kamen Verwundungen vor, mehrere Personen wurden getötet.“²⁴ Als am Folgetag ein Stadtpolizist, der das Wohnhaus des Bankiers Hirsch schützen sollte, den judenfeindlichen Würzburger Kaufmann Konrad erschoss, wuchsen sich die Unruhen zu bürgerkriegsartigen Zuständen aus. Die Würzburger Juden flohen aus der Stadt und versteckten sich im Umland. Erst nach drei Tagen gelang es dem Militär, die Lage zu beruhigen. Nachdem die jüdische Bevölkerung am 8. August wieder in die Mainmetropole zurückgekehrt war, sah sie sich auch noch in den folgenden Jahren mehrfach gewaltsamen Ausschreitungen, die mit „Hepp-Hepp“-Rufen einhergingen, konfrontiert.²⁵

In Kissingen waren mehrere Juden nur kurze Zeit nach dem Beginn der Hepp-Hepp-Unruhen in Würzburg antijüdischen Parolen und Angriffen ausgesetzt. Drei Burschen pöbelten sie Anfang August auf der Straße und in ihren Häusern an, riefen „Hepp-Hepp“, drohten ihnen mit Prügeln und „daß die Juden noch alle verrecken müßten“. Dies zeigt, wie tief antijüdische Ressentiments in der Bevölkerung verwurzelt waren und wie ablehnend man vielfach der Emanzipation der Juden gegenüberstand. Der Gemeindevorgänger Maier Schönburger und die Deputierten der Kultusgemeinde erstatteten am 9. August Anzeige beim Rat der Stadt. Sie erwarteten vom Bürgermeister und von den Stadträten, dass sie die namentlich bekannten jungen Männer verwarnten, verzichteten allerdings auf eine Bestrafung. In der Befragung gaben die drei

²⁴ Graetz, Heinrich: Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bd. 11, Leipzig 1900², S. 334

²⁵ Vgl. Wikipedia-Artikel: Hep-Hep-Unruhen: <https://de.wikipedia.org/wiki/Hep-Hep-Unruhen>, 15.11.2017

Beschuldigten zu, den Juden aus Spaß „Hepp-Hepp“ entgegengerufen zu haben, leugneten jedoch, sie bedroht zu haben. Georg N. versuchte seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, indem er auf seinen stark alkoholisierten Zustand verwies: Nach dem Besuch im Brauhaus sei er so betrunken gewesen, dass er sich an nichts mehr erinnern könne. Drei Jahre nach diesen Vorfällen kam es im Mai 1822 erneut zu Übergriffen gegen Kissinger Juden, wobei ihnen mit dem Tode gedroht wurde.²⁶

Zu einer **Spaltung der jüdischen Gemeinde** kam es im Jahr 1823: Der Kissinger Stadtmagistrat bestimmte Koppel Schwed und Michael Goldstein als „Distrikts-Vorsteher“ der jüdischen Gemeinde in Kissingen. Zu ihren Aufgaben gehörte es, „in den jüdischen Kirchenangelegenheiten Ordnung zu halten, die Aufsicht über das gemeinheitliche und Cultus-Vermögen zu führen, und die Einnahmen und Ausgaben hierin zu besorgen, nicht minder die Anlagen für die Judenschaft zu fertigen“. ²⁷ Michael Goldstein wurde zudem das Amt des Kassierers übertragen. Die Kultusgemeinde fühlte sich bei dieser Entscheidung des Stadtmagistrats übergangen und legte deshalb bei der königlichen Regierung Widerspruch ein. Zwar ließe, so Lämlein Hofmann und seine Mitstreiter, die Rechtslage die Bestellung von Distrikts-Vorstehern zu, doch gelte dies nur für größere Städte, „unter welche Kissingen doch wirklich nicht gezählt werden“ könne. Zudem sei die Aufstellung von jüdischen Distriktsvorstehern „überhaupt nicht erforderlich“, weil „die Judenschaft keine abgesonderte Gemeinde“ mehr bilde, sondern in „polizeilicher Hinsicht dem Magistrat zu Kissingen untergeordnet“ sei. Dieser könne jedoch die ihm zustehenden Befugnisse nicht einfach an dritte übertragen. Der Stadtmagistrat maße sich somit Rechte an, welche ihm gar nicht zukämen. Seine Anordnungen seien deshalb gesetzwidrig. Das Judenedikt von 1813 schreibe vor, dass „das jüdische Kirchenvermögen dem jüdischen Kultus ausschließend gehöre, und durch den Rabbiner, dann zwey von der Gemeinde erwählten Mitgliedern verwaltet werden solle“. Auch das königliche Religionsedikt vom 26. May 1818 räume „jeder genehmigten Privat-Kirchengesellschaft die Befugniß“ ein, „unter der obersten Stadtaufsicht alle ihre innern Kirchenangelegenheiten anzuordnen“. Der Stadtmagistrat von Kissingen hätte daher eigenmächtig ge-

²⁶ Vgl. Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 53

²⁷ Vgl. Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 53

handelt. Die Wahl eines Vorstehers müsse der jüdischen Gemeinde selbst überlassen bleiben.²⁸ Zudem fehle Schwed und Goldstein die persönliche Eignung für diese Aufgabe, weshalb die Gemeindemitglieder kein Vertrauen in sie hätten. Lämlein Hofmann und seine Mitstreiter baten daher „unterthänigst“ die Ernennung der beiden Distrikts-Vorsteher und Verwalter als „gesetzwidrig auszugeben“.²⁹



Die Kurstadt Kissingen im 19. Jahrhundert: Der „Eiserne Pavillon“ von Friedrich von Gärtner © Stadtarchiv Bad Kissingen. Graphische Sammlung

Wie zerrissen die Gemeinde zu dieser Zeit war, zeigen die wiederholten Ausschreitungen, Tumulte und Handgreiflichkeiten, zu denen es bei der Bekanntgabe von behördlichen Anordnungen durch die vom Stadtrat über die Köpfe der Gemeinde eingesetzten Distriktsvorsteher in der Synagoge kam. Strittig war etwa die Kostenaufteilung bei den Reparaturen im Schul- und Gemeindehaus. Das königliche Landgericht Kissingen bemerkt dazu in seinem Bericht an die Regierung, dass der Magistrat mit der Situation „bey dem verdorbenen

²⁸ Vgl. ebd.

²⁹ Ebd.

Willen der hiesigen Juden, die sich gegen jede einzuführende bessere Ordnung unter ihnen hartnaeckig stemmen“, überfordert sei.³⁰

1825 lebten 205 Juden in Kissingen. Zu dieser Zeit wurden fünf mittellose Juden von der Gemeinde aus dem 1822 gegründeten Lokalarmenfond unterstützt und im Synagogengebäude untergebracht. Als Armenpfleger kümmerten sich Koppel Mannes Schwedt und Joseph Löwenthal um sie.³¹

Neue Impulse für die Emanzipation der bayerischen Juden gingen von der Juli-revolution 1830 in Frankreich und von der Märzrevolution 1848 in Deutschland aus. 1832 und 1833 forderten die Kissinger Juden vom königlichen Landgericht, die Paragraphen 12 und 13 des Judenedikts abzuschaffen, die die An-sässigmachung, die Berufsausübung und die Verehelichung von Juden stark einschränkten. Auch das Schutz- und Neujahrgeld an das königliche Rentamt in Höhe von 16 Gulden sowie das Neujahrgeld an den Pfarrer in Höhe von 30 Kreuzern und das Stadtgeld für Wasser und Weide in Höhe von 3 Gulden und 45 Pfennigen sollten abgeschafft werden. Darüber hinaus sollten alle Aus-nahmegesetze aufgehoben und den Juden wie allen anderen Bürgern auch die vollen Gemeinderechte (wie etwa der Holzbezug aus dem Gemeindewald) zu-gestanden werden.³² Das Landgericht wies ihre Beschwerden jedoch zurück: „Solange die israelitische Generation an der Hand der gegenwärtigen Gesetz-gebung eine entschiedenere Assimilierung mit den Erwerbsverhältnissen christl. Glaubensgenossen nicht entwickelt, kann auch wohl von Ausneh-mung ihrer staatsbürgerl. Rechte oder Concessionen sonstiger in Anspruch ge-nommener Vorzüge keine Rede seyn.“³³ Mit anderen Worten: Nur ein voll-ständig assimilierter Jude ist ein guter Jude und kann grundlegende Rechte für sich in Anspruch nehmen. Es sollte noch bis Ende November 1855 dauern, bis den Juden die Gemeinderechte zuerkannt werden sollten. Voraussetzung dafür war aber, dass sie eine Konzession auf Landbau oder ein ordentliches Gewerbe besaßen und Steuerzahler waren. Viehhändler und Hausierer waren davon ebenso ausgeschlossen wie diejenigen, die ihre Matrikel an ihre Kinder abge-treten hatten.³⁴

³⁰ Ebd.

³¹ Vgl. ebd.

³² Vgl. ebd.

³³ Ebd.

³⁴ Vgl. ebd.

Wie sehr antijüdische Einstellungen auch bei den Behörden verbreitet waren, zeigt das Beispiel des **Kissinger Landrichters**, der 1848 in einem Bericht an die Regierung in Würzburg behauptet, dass die Armut und Verschuldung der nichtjüdischen Bevölkerung durch das Geschäftsgebaren der örtlichen Juden, die sich überwiegend in „günstigen Vermögensumständen“ befänden, verursacht sei. Er fragte sich, „ob die Israeliten trotz oder wegen des Edikts einen derartigen Einfluss ausübten“, und verliet seiner Hoffnung Ausdruck, „dass sie durch eine zeitgemäße Reform ihrer Verhältnisse [...] zu nützlichen Staatsbürgern in ihrer Gesamtheit herangezogen werden mögen, welche dem Staat vielfach nutzen können, ohne die Christen zu verdrängen“.³⁵

Aber nicht nur mit den nichtjüdischen Behörden hatten die Kissinger Juden so manchen Konflikt auszutrage. Auch innerhalb der Gemeinde gab es immer wieder Auseinandersetzungen, die – wie Cornelia Berger-Dittscheid anhand von Quellen belegt – auf die unterschiedliche Interpretation des jüdischen Glaubens zurückzuführen waren. Als der gemäßigte Kissinger Reformrabbiner Dr. Lazarus Adler 1847 eine Synagogenordnung nach dem Vorbild der Niederwerner Gemeinde einführen wollte, protestierten dagegen einige streng orthodoxe Gemeindemitglieder, weil sie eine Beeinträchtigung ihrer Religionsausübung befürchteten. Bereits kurz nach seinem Amtsantritt hatte der Kissinger Rabbiner im Juli 1840 eine vorläufige Synagogenordnung für die Gemeinden seines Distrikts verfasst, in der er nicht nur den Ablauf des Gottesdienstes und die entsprechenden Gebete regelte, sondern auch eine angemessene Kleidung in der Synagoge verlangte. Das weit verbreitete „Schuleklopfen“, die Einladung der Gemeindemitglieder zum Gottesdienst, wurde untersagt, ein pünktlicher Beginn der religiösen Feier angemahnt. 1848 gab sich die Kissinger Kultusgemeinde erste **Statuten**, denen zufolge der Rabbiner und zwei Deputierte die Kultusverwaltung bilden sollten und die Abgaben genau geregelt wurden. Eigens wurde jede Art von Zanken und Beleidigung unter Androhung einer Strafe von 15 Kreuzern bis zu einem Gulden verboten. Dieser Passus war angesichts der zerstrittenen Verhältnisse in der Gemeinde, die selbst im Gottesdienst bemerkbar waren, nötig geworden. Cornelia Berger-Dittscheid vermutet, dass diese Statuten nicht amtlich in Kraft traten, da 1861

³⁵ Vgl. Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 65

erneut Statuten festgelegt und der Regierung zur Genehmigung vorgelegt wurden. Sie traten im April 1862 in Kraft und gestanden dem Distriktsrabbiner als Kultusvorstand eine dominierende Rolle gegenüber den Kultuspfliegern zu, die ihm untergeordnet waren und von der Gemeinde bestellt wurden. Diese besondere Kissinger Regelung endete mit dem Amtsantritt von Löb Holländer als neuem Kultusvorstand 1872/73.³⁶

Wichtige Impulse für die Emanzipation der jüdischen Bevölkerung gingen europaweit von der **Revolution von 1848** aus. Die Ideen der Aufklärung und der Französischen Revolution von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, unabhängig von Religion und sozialem Stand, flossen in die von der Frankfurter Paulskirchenversammlung verabschiedeten „Grundrechte des deutschen Volkes“ ein. Deren Paragraph 16 billigte Juden dieselben Rechte zu, die auch Christen besaßen: „Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun.“

³⁷ Im Frühjahr 1849 erließen 20 Staaten des Deutschen Bundes entsprechende Gleichstellungsgesetze für Juden. Lediglich Bayern und Lippe-Detmold verweigerten sich dieser emanzipatorischen Entwicklung. In Folge des Scheiterns der Märzrevolution nahmen viele deutsche Länder ihre judenfreundlichen Gesetze wieder zurück. Nur fünf Staaten des Deutschen Bundes behielten ihre liberale Judengesetzgebung bei, die anderen schränkten sie wieder mehr oder minder stark ein. Das Kurfürstentum Hessen band in seiner Verfassung von 1852 gar die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte wieder an das christliche Glaubensbekenntnis. Österreich-Ungarn folgte den Hessen im Oktober 1853 durch ein kaiserliches Dekret, das die bereits eingeleitete Emanzipation wieder weitgehend rückgängig machte. Die meisten Juden, die in den Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes lebten, verloren jeden Anspruch auf Gleichberechtigung.³⁸

Dabei sah es in Bayern nach der Märzrevolution zunächst noch so aus, als ob sich die emanzipatorischen Kräfte durchsetzen könnten. Im Revolutionsjahr

³⁶ Vgl. Berger-Dittscheid/Beck: Art. Bad Kissingen. In: Kraus/Dittscheid/Schneider-Ludorff 2021, S. 65 f

³⁷ Zitiert nach: Battenberg, Friedrich: Judenemanzipation im 18. und 19. Jahrhundert. In: Europäische Geschichte Online: <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-netzwerke/juedische-netzwerke/friedrich-battenberg-judenemanzipation-im-18-und-19-jahrhundert>, 13.11.2018

³⁸ Vgl. ebd.

1848 wurde den bayerischen Juden das aktive und passive Wahlrecht zuerkannt. Ein Jahr später wurde mit dem Juristen Dr. David Morgenstern (1814-82) aus Büchenbach bei Erlangen der erste Jude in den bayerischen Landtag gewählt und die 2. Kammer des bayerischen Landtags, in der die vom Volk gewählten Abgeordneten saßen, stimmte einer älteren Gesetzesvorlage zur völligen Gleichstellung der Juden zu. Die daraufhin einsetzenden massiven Proteste aus einflussreichen antijüdischen Kreisen in Politik, Kirche, Kultur und Gesellschaft bewogen 1849 jedoch die 2. Kammer der Reichsräte, die aus Vertretern des Adels und des Klerus sowie vom König ernannten Mitgliedern bestand, das Gesetz nicht anzunehmen.



Luftaufnahme von Euerdorf mit Schweinfurter Straße © Verwaltungsgemeinschaft Euerdorf

Auch in Kissingen und Umgebung waren die **Gegner der Judenemanzipation** überaus aktiv. Zu ihnen zählten der Pfarrer von Sulztal und der Remtamtman Wich von Euerdorf. Sie dürften aller Wahrscheinlichkeit nach die Verfasser einer anonymen „Adresse“ (einer Petition) an die Reichsräte der 2. Kammer gewesen sein, die sie darin aufforderten, dem Judenemanzipationsgesetz ihre Zustimmung zu verweigern: „Hohe Kammer der Reichsräte! / Tief gekränkt, in unseren Erwartungen getäuscht, in unserem Rechte verletzt durch

die Beschlüsse der zweiten Kammer in der Juden-Emanzipations-Frage, wenden vertrauensvoll wir Vertreter des Bezirks Euerdorf uns an jene hohe Kammer, in deren Händen die endgültige Entscheidung dieser hochwichtigen Frage liegt, und erwarten und verlangen von der tiefen Weisheit, von der unbestechlichen Gerechtigkeit und edlen Standhaftigkeit, welche die bayerische Nation in allen seitherigen Versammlungen mit Recht an den Vätern dieser hohen Kammer bewundert, Hochdieselben wollen den Beschlüssen der zweiten Kammer in vorerwähnter Frage ihre Zustimmung versagen, und in weiser Erwägung aller Verhältnisse des religiösen wie sozialen Lebens die völlige Gleichstellung der 57000 Juden Bayerns, wovon auf unsere Provinz Unterfranken circa 16000 fallen, mit den übrigen 4 ½ Millionen zählenden Staatsbürgern dahin modifizieren, daß 1) den Israeliten der Zutritt zum Richteramt sowie zur Administration nicht gestattet, 2) den Gemeinden das absolute Veto bei Ansässigmachung derselben festgestellt und für alle Folge gesichert, 3) die Aufnahme auswärtiger Juden in das Königreich unter keinem Titel ertheilt, 4) der jüdische Schacherhandel strafrechtlich verpönt werde. Im Hinblick auf die Schmach, Schande und das furchtbare Elend, welches die Juden-Emanzipation in Polen, Spanien und Frankreich verursachte, erwägend die verbrecherische Theilnahme, welche das Judenthum seit Februar 1848 bei allen Aufständen in Deutschland an den Tag legte, wohlbeherzigend das künftige Schicksal der weniger bemittelten Volksklasse, welche bei völliger Durchführung der von der zweiten Kammer beschlossenen Juden-Emanzipation durch den Wucher der Juden in unsägliches Elend verfallen, sehen wir uns dringend veranlaßt, eine hohe Kammer der Reichsräthe um gnädigste Berücksichtigung unserer Bitte unerthänigst anzuflehen, und ersterben, der gnädigsten Erhörung vertrauensvoll entgegensehend, in tiefer Ehrfurcht einer hohen Kammer der Reichsräthe unterthänigst gehorsamste Vorsteher Gg. Greubel, Vorsteher in Reiterswiesen, Kasp. Werner, Vorsteher in Eltingshausen, Gg. Kuhn, V. in Oerlenbach, Andr. Göpfert in Ebenhausen, Ad. Keß v. Ramsthal, sämtlich mit Siegel.“³⁹

³⁹ Neue Fränkische Zeitung, 5.1.1850. Auf die Artikelserie in der Neuen Fränkischen Zeitung hat mich freundlicherweise Josef Bernhard Kiesel aus Reiterswiesen aufmerksam gemacht.



Euerdorf an der Saale im 19. Jahrhundert © Verwaltungsgemeinschaft Euerdorf

Am 26. Januar 1850 wendet sich ein nicht namentlich genannter Jude in einem öffentlichen Brief in der Neuen Fränkischen Zeitung an Remtamtman Wich aus Euerdorf und entlarvt dessen vermeintliche Argumente gegen eine Emanzipation der bayerischen Juden als verleumderische Fakenews: „An Herrn Remtamtman Wich zu Euerdorf. / Auch Sie wollen an den Juden zum Ritter, oder vielleicht auch zum Heiligen werden! Gut, wir gönnen Ihnen die Ehre, ein Genosse oder Handlanger des berüchtigten Zander zu sein [...] Doch wenn Sie in Ihrem Machwerke behaupten, das Judentum habe eine verbrecherische Theilnahme seit Februar 1848 bei allen Aufständen an den Tag gelegt; so fordere ich Sie auf, dieses zu erklären und zu beweisen, denn ich behaupte, es sei dieses eine unwahre, unsinnige und falsche Beschuldigung, oder kurz zu sagen: eine boshafte Verläumdung. Wenn Sie ferner behaupten, daß die Juden-Emanzipation in Polen, Spanien und Frankreich Schmach, Schande und furchtbares Elend verursacht habe, so zeigen Sie, daß sie entweder gar keine Geschichtskennntnis haben, oder sich kein Gewissen daraus machen, die Geschichte zu verdrehen und von Leuten, welche die Geschichte nicht lesen,

falsche Angaben unterschreiben zu lassen. Wer nur ein Wort von Geschichte weiß, dem ist es nicht unbekannt, daß Spanien, so lange die Juden darin wohnten, ein blühendes und glückliches, gesegnetes Land war, daß sein Verfall, seine Schmach und sein Elend sich erst von der Zeit datirt [,] wo die Partei darin herrschte, welche die Inquisition einführte, Scheiterhaufen anzündete, Unschuldige zu Tausenden, ihres Glaubens wegen, folterte, marterte, lebendig verbrannte, welche mehr als 800 000, sage acht Mal Hundert Tausend fleißige, betriebsame Landeskinder ihres Eigenthums beraubte und erbarmungslos nackt und blos aus dem Lande trieb, weil sie – kein falsches Spiel mit der Religion treiben wollten. Seit fast 400 Jahren ist Spanien das in Ihren Augen so glückliche Land, wo keine Juden wohnen und – welches ist sein Loos? Der Fluch ruht auf ihm, wie auf keinem anderen Lande! Das spanische Volk ist das unglücklichste unter allen europäischen Nationen; wer trägt die Schuld? Die Juden, die nicht dort wohnen? Und Polen? Wann war denn das, daß die Juden in Polen emanzipirt wurden? Worin bestand denn die Schmach, die Schande und das Verderben, das hiedurch über das Land gekommen sein soll? Sie sind ein großer Geschichtskenner, das muß man sagen! So viel ich weiß, sind die Juden seit mehreren Hundert Jahren in Polen mehr oder weniger gedrückt und verfolgt worden, und ist Polen wirklich ein von Schmach, Schande und Verderben heimgesuchtes Land, so mag wohl die Bedrückung der Juden eine Ursache mit sein, aber die Emanzipation in Polen als eine solche zu bezeichnen, ist gewiß noch keinem vernünftigen, ehrlichen Menschen eingefallen. [...] Doch so machten es die Judenfeinde von jeher; nicht zufrieden, den Juden, als der Minderzahl, ihre Rechte vorzuenthalten, des heiligsten Menschenrechtes zu berauben, und auf allerlei Art ihnen das Leben sauer zu machen: so scheuten sie sich nicht, um ihr pflichtwidriges und ungerechtes Verfahren zu beschönigen, auch noch den armen Schlachtopfern alle möglichen Fehler und Schandflecken anzulasten, gleich dem Raubmörder, der seinem Opfer das Leben nimmt, weil er ihm nun einmal sein Börsen genommen hat. [...] Es gibt viele schlechte Juden, ich gebe das zu, aber verhältnismäßig gewiß eben so viele schlechte Christen. [...] Darum, denke ich, sollten wir davon schweigen, es hat jeder vor seiner Thüre zu kehren und Balken aus seinen Augen zu ziehen. Wohl wird Niemand dem Christenthume die Schuld beilegen,

wenn es schlechte Menschen gibt, die zufällig Christen sind, aber so müßt ihr auch dem Judenthume nicht Schuld geben, wenn es schlechte Menschen gibt, die zufällig Juden sind! Daß Ihr, im Judenhass groß gezogen, auch jetzt noch aus Hass uns unser gutes Recht vorenthalten wollet, können wir Euch nicht hindern und wenn es Euch gelingt, so müssen wir als die Minderheit es uns schon gefallen lassen, denn wer kann für Gewalt? Aber unsere Ehre und die Ehre unserer Religion, die sollt Ihr uns unangetastet lassen, für diese wenigstens wollen wir streiten und wenn es sein muß, - auch sterben. [...] Aber schwer versündigen Sie und Ihre geistlichen und weltlichen Collegen sich gegen Jene, welche Sie zur Unterschrift verleiten. Beim Lichte betrachtet, erklären also diese Leute sich gegen Religionsfreiheit, ein Volk, das aber gegen seine eigene Freiheit petitionirt, ist der Freiheit nicht werth und bedeckt sich mit der unauslöschlichen Schande der Selbsterniedrigung. Noch sehen diese Leute nicht ein, daß man sie zu Sklaven machen will, um sie sklavisch behandeln zu können, aber es werden ihnen die Augen aufgehen und dann – Herr Wich! vergessen Sie nicht – es gibt eine Nemesis!! - Ein Israelite.“⁴⁰



Blick zum Brunnen und zum Amtshaus in der oberen Torgasser in Euerdorf © Verwaltungsgemeinschaft Euerdorf

⁴⁰ Neue Fränkische Zeitung, 20.1.1850



Hauptstraße (heute: Schweinfruter Straße) mit Bach in Euerdorf © Verwaltungsgemeinschaft Euerdorf

Dass Wich mit seiner Position kein Einzelfall war, zeigt die „Adresse“ nicht namentlich genannter Würzburger Bürger vom 15. Januar 1850, die wie Wich die Reichsräte aufforderten, das geplante Gesetz zur Judenemanzipation zu Fall zu bringen. In einer gehässigen, diffamierenden Sprache beschwor das Pamphlet – durchaus vergleichbar mit den rechtsradikalen, fremdenfeindlichen Äußerungen unserer Tage – den Untergang des christlichen Abendlands, der Grundfesten des Staates und des Wohlstands der Bürger als Schreckgespenst herauf und ließ dabei kaum ein antijüdisches Klischee und Vorurteil aus: „Liebe Mitbürger! Von den traurigen Folgen der völligen Gleichberechtigung der Juden in Bayern mit den christlichen Bewohnern überzeugt, haben wir uns einstimmig entschlossen, folgende Adresse gedruckt Euch zur Prüfung vorzulegen. [...] Wir sehen in dieser völligen Gleichstellung der Juden mit uns [...] eine unverdiente Bevorzugung der Juden vor den Christen, eine Quelle der Schmach, eine Wurzel tief und weit um sich greifender Übel, einen Grund ernster Gefahren. [...] Wir betrachten die Juden, nicht wie wir sie wünschen, sondern wie sie sind, wie sie die Geschichte von Jahrtausenden uns darstellt, als ein Ausnahmenvolk, das seinen religiösen Ansichten getreu, sich für das

auserwählte Volk Gottes hält, von uns, als Unreinen, sich absondert, die Wiederherstellung eines glorreichen Judenreiches auf Erden hofft, mitten unter uns deshalb sich fremd fühlt und unsere Staatseinrichtungen nur in dem Maße schätzt, als sie ihm eine reiche Ausbeute für sein eigenes Interesse bieten. – Einem solchen Volke Gleichstellung der politischen Rechte in Bayern gewähren, erscheint uns als ein Mangel an dem nöthigen Selbstgeföhle, als eine theilweise Preisgebung unserer Staatsinteressen zur Hebung der Interessen des Juden-Volkes, mit einem Worte – als eine Entwürdigung Bayerns den Juden gegenüber, die unser Ehrgefühl und unserer Staatseinrichtungen und Gesetze, das Christenthum nämlich, welches unsere Ahnen so muthvoll bekannt, das sie und ihren Enkeln als die kostbarste Himmelsgabe durch die großmüthigsten Opfer erhalten und vererbt haben, das auch unser Ruhm und unsere Hoffnung ist, zu verlassen, um den Tagesgötzen, den s. g. [sogenannten] Zeitanforderungen zu huldigen. Daß ein Volk von fünfeinhalb Millionen Christen, um 60 000 Juden zu gefallen, auf den Charakter eines christlichen Staates verzichtet, ist uns unbegreiflich, wenn nicht in ihm der christliche Geist erstorben: vor welchem Armuthszeugnisse wir uns hiemit feierlichst verwahren, so wie sich unser christliches Ehrgefühl vor dem Gedanken sträubt, daß man unserer Jugend jüdische Lehrer und uns selbst jüdische Beamte und Richter geben wolle. Wir müßten vor uns selbst erröthen, wenn wir an unseren Christencharakter denken. Eben so wenig können wir die Gefahren für die materielle Grundlage des Staatswohles, für den Wohlstand der christlichen Bürger aller Stände, übersehen. Der einzelne Jude, das gesamte Judentum steht uns Christen egoistisch gegenüber: indeß sie sich aufs Lebhafteste für einander interessieren und sich aufs Beste unterstützen, suchen sie ihre bekannte Habgier mit seltenem Takte an uns zu sättigen, sie nahen uns liebkosend, sie vereinen sich gegen den Einzelnen, um mit ihren Polypen-Armen ihn zu umspannen, und ihn zuletzt wie eine Schlingpflanze gefühllos auszusaugen. Wie sie die bereits erlangte Freiheit ausbeuten, um, sich überall einzunisten, die Christen zu verdrängen, sich unentbehrlich zu machen, die lukrativen Geschäfte an sich zu ziehen und über den Trümmern des Wohlstandes von einzelnen Christen und ganzen Gemeinden sich den Weg zur Gewinnung enormer Reichthümer zu bahnen – Würzburg und ganz Franken geben leider hiefür Zeugnis.“ Gegen

Ende ihres Pamphlets fordern die Verfasser die Mitglieder der Ersten Kammer auf, das Gesetz abzulehnen und „Bayerns Ruhm und Wohl“ „kräftigst“ zu wahren – „Bavaria first“. ⁴¹

Gegen diese antijüdische Propaganda bezog die Neue Fränkische Zeitung, die hinter den demokratischen Reformbestrebungen der Märzrevolution stand, am 19. Januar 1850 sehr engagiert Stellung: „Wo aber wird der Jude bevorzugt? Ist es keine Quelle der Schmach, daß er, um die menschliche Verbindung, Staat geheiß, zu erhalten, seine Steuern, seine Kinder als Soldaten hergibt [...] so ist es auch keine Quelle der Schmach, wenn der Staat ihm Schutz und Rechte dagegen gewähren muß, wie jedem andern. [...] Wir sind der letzte Staat und stemmen uns vergeblich gegen die Zeitanforderungen, [...] selbst das jetzt absolute und verfinsterte Österreich hat die Juden emanzipirt. [...] Daß die Juden auf ein glorreiches Judenreich auf Erden hoffen, das kann man den Tölzern vorpredigen, hier erregt es Lachen; ebenso lächerlich ist, daß der Beschluß der 2. Kammer als Versuch bezeichnet wird, das Christenthum, die kostbare Himmelsgabe, zu verlassen. Ihr Verdreher, Ihr Pharisäer, [...] ihr heißt Das Verlassen des Christenthums, wenn Andersdenkenden politische Rechte eingeräumt werden! [...] Christliche Religionslehrer haben die Juden zu den ärgsten Zeiten ihrer Bedrückung nie gehabt, und es ist unverschämt, zu sagen, daß man den Christen jüdische Lehrer geben wolle. Schaden könnte es manchem Professor nicht, wenn er bei einem Juden Rechnen lernte, manches dunkle Rechen-Exempel würde dann klarer! Was jüdische Richter betrifft, so werden auch diese, falls es deren geben würde, den Gesetzen unterthan sein und nach den Gesetzen zu richten haben, wie jeder Andere. [...] Was den großen Reichthum der Juden betrifft, so ist das nicht so gefährlich, auf einen Banquier gehen hundert arme Sackjuden und man muß in Länder, wo sie längst emanzipirt sind, z. B. Amsterdam, den von ihnen bewohnten Stadttheil besuchen, um das größte Elend zu schauen. [...] Ihr wollt eine Liebe nach den göttlichen Gesetzen des Evangeliums, so sagt ihr mit demselben Athem, mit dem ihr gegen eure Brüder die Leidenschaften entfesselt. O! lernt ihr Unduldsamen von den Juden! Seht das Vermächtniß des Hamburger Juden Salomon Heine, der Wohltätigkeitsanstalten für Christen gründete!“ ⁴²

⁴¹ Neue Fränkische Zeitung, 19.1.1850

⁴² Ebd.

Ähnlich kritisch wie der Artikel der Neuen Fränkischen Zeitung vom 19. Januar 1850 äußerte sich einen Tag nach dessen Veröffentlichung der Ausschuss des fränkischen Märzvereins in Würzburg in derselben Zeitung gegen die anti-jüdische „Adresse“ Würzburger Bürger: „Diese Adresse trägt die Scheu vor dem Lichte schon an der Stirne, sie trägt die Überschrift: Mehrere Bürger Würzburgs. Wer sind diese Bürger und warum scheuen sie sich [,] mit ihren Namen vor die Öffentlichkeit zu treten? [...] Der Inhalt und die Fassung der Adresse selbst bekundet Herz und Geist ihrer Urheber zur Genüge. In der finsternen Nacht dieser Herzen leuchtet nur das Funkeln der Wuth, in diesen Herzen weht nicht der versöhnende, allliebende Geist Gottes, in ihnen schnaubt der giftige Zorn der Herrschsucht, teuflischen Hochmuthes und entehrenden Ehrgeizes. [...] Sie nennen diese Gleichstellung eine unverdiente Bevorzugung, einen Grund ernster Gefahr; o Infamie der Lüge, der entehrendsten Entstellung. Ein Volk von fünfeinhalb Millionen Christen zittert 60 000 Juden gegenüber vor ernster Gefahr; ein Volk von fünfeinhalb Millionen Christen, fürchtet, 60 000 Juden gegenüber seinen christlichen Charakter zu verlieren! O gütiger Heiland, wie beschimpfen diese Menschen die von dir gestiftete Religion, das herrliche Christenthum! Unser Herr und Meister Christus war ein Vermittler zwischen Heiden und Juden, er wollte alle Völker in Liebe verbinden [...].“⁴³ In derselben Ausgabe kritisiert die Neue Fränkische Zeitung, dass die Vorsteher von „Arnsheim“ [Arnshausen?], Reiterswiesen, „Uetingshausen“ [Eltingshausen?] und Oerlenbach die von Wich initiierte „Adresse gegen die Juden-Emanzipation“ im Namen der Gemeinden unterschrieben hätten, ohne vorher von den Gemeindemitgliedern dazu autorisiert worden zu sein: „Volksbote [gemeint ist der reaktionäre, antidemokratische `Volksbote für den Bürger und Landmann´] und Konsorten rühmen sich einer großen Anzahl von Unterschriften; sind dies Adressen, wenn der Vorsteher in seiner zu großen Servilität oder noch größerer Einfalt seinen Namen auf einen unbeschriebenen Bogen schreibt und diesem das Gemeindesiegel beisetzt [...].“⁴⁴ In ihrer Ausgabe vom 27. Januar 1850 macht die Neue Fränkische Zeitung „ultramontane“ „Pfaffen“ für die Agitation gegen die Judenemanzipation verantwortlich: „Morgens verrichten sie nach ihrem Vorgeben das Opfer der Ver-

⁴³ Neue Fränkische Zeitung, 20.1.1850

⁴⁴ Ebd.

söhnung und Liebe, und Mittags predigen sie Unduldsamkeit und Haß. Sie nennen sich Diener Christi, Jünger der Liebe, Gesandte und Stellvertreter Gottes! Heiliger Gott im Himmel! Welche frevelhafte Abgeschmacktheit, Reden und Handeln gegenüber betrachtet! Sie sind die leibhaftigen Pharisäer des neunzehnten Jahrhunderts und würden sicher Christus wiederholt kreuzigen, wenn er zum zweiten Male auf Erden erschiene.“⁴⁵

Nachdem Rentamtman Wich in mehreren Zeitungen deutliche Kritik erfahren hatte, ergriff (vermeintlich!) der Reiterswiesener Vorsteher Georg Greubel in einer am 14. Februar 1850 im „Volksboten“ veröffentlichten Erklärung für diesen Partei: Wich habe seine amtliche Stellung nicht dazu missbraucht, ihm zur Unterschrift unter die Adresse zu nötigen. Auch sei die Adresse nicht dem Volk „aufgeschwatzt“ worden. Er und die Mitunterzeichner wüssten „selbst recht gut [,] was zu thun ist“. Im Übrigen hätten Wichs Kritiker selbst das Medium des öffentlichen Aufrufs während der Märzrevolution benutzt: „Habt ihr Märzvereiner uns nicht fortwährend zum Umsturze der gesetzlichen Ordnung und der Kirche aufgehetzt; habt ihr uns nicht Adressen und gedruckte Zettel zugeschickt, daß die Regierung zur Anerkennung der Grundrechte und der Frankfurter Verfassung gezwungen werden müsse; habt ihr nicht die Soldaten zum Treubruche und uns zur Unterstützung eurer wahnsinnigen Sache aufgefordert [...]. Damals wären unsere Unterschriften auf eure Adressen recht gewesen; jetzt aber, wo die Bitten des Volkes dahin gerichtet sind, daß die Judenfrage diejenige Lösung finden möchte, welche dem Rechte und dem Wohle des Landes am Angemessensten ist, betrachtet ihr unsere Adressen als ein Werk der Finsternis und der Täuschung.“ In der „gefährlichen Zeit“ der Revolution sei Rentamtman Wich dem schädlichen Wirken der Märzvereine entgegengetreten und habe dafür gesorgt, die bestehende gesetzliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Den Befürwortern der Judenemanzipation unterstellt Greubel, diese nur für ihre revolutionären Pläne benutzen zu wollen: „Eure Absichten habe ich schon längst durchschaut. Ihr wollt die Emanzipation der Juden nicht wegen der Juden, sondern deshalb, weil ihr hofft, daß wegen dieser Sache Unruhen im Lande entstehen und es alsdann möglich werden würde, die längst gehegten Umsturzpläne zur Ausführung zu bringen. Wo ist ein mit

⁴⁵ Neue Fränkische Zeitung, 27.1.1850

seinen Verhältnissen zerfallener Mensch, wo eine liederliche Dirne, wo ein Säufer oder Spieler, wo ein Landstreicher, wo ein Müßiggänger, wo ein Schuldenmacher, der sich nicht zu eurer Partei bekennt, deren fluchwürdige Handlungen euch auf unvertilgbare Weise brandmarken.“ Die Märzanhänger beachteten nur, mit Hilfe des Volkes an die Macht zu kommen. Sie wollten den Juden „zu den höchsten Ehrenstellen“ verhelfen, im Gegenzug aber „den gesunden Sinn des Volkes durch schlechte Vereine“ vernichten. Greubel, der sich von den übrigen Vorstehern unterstützt sieht, bringt gegen Ende seiner Erklärung sein Vertrauen in die „Weisheit der Regierung“ zum Ausdruck, die die „Zeichen der Volksgesinnung“ beachten, „die Rechte der christlichen Bevölkerung bei der Judenemanzipation gebührend“ berücksichtigen und „dem heillosen Treiben der Märzvereine [...] baldigst ein Ende“ bereiten werde.⁴⁶



Das ehemalige Rentamt in Euerdorf, Wichs Amtssitz © Verwaltungsgemeinschaft Euerdorf

⁴⁶ Der Volksbote für den Bürger und Landmann, 14.2.1850



Das ehemalige Rentamt in Euerdorf, Wichs Amtssitz © Verwaltungsgemeinschaft Euerdorf

Dummerweise stellte sich heraus, dass nicht Greubel der Verfasser der antijüdischen und antirepublikanischen Erklärung war, sondern Wich selbst offenbar den Text verfasst und Greubel lediglich vorgeschoben hatte, wie die Neue Fränkische Zeitung am 22. Februar 1850 berichtet: „Heute Mittag [am 18. Februar] erklärte der über die bewußte Sache befragte Vorsteher Greubel von Reiterswiesen, daß der Aufsatz in Frage den Rentamtman Wich-t-? von Euerdorf zum Verfasser habe, der sich also selbst in den Himmel erhob. Neuer Beweis für die Schändlichkeit dieses Jesuiten! Ersterer will den Artikel in Ebenhausen beim Gülleliefern zur Unterschrift erhalten haben, ohne den Inhalt gekannt zu haben. Wich-t-? soll gesagt haben, es sei wegen der Judenemanzipation.“⁴⁷

Zwei Tage später geriet Greubel erneut ins Visier. Am 24. Februar 1850 kritisierte ein nicht namentlich genannter „Dorfbewohner in der Nähe von Kissingen“ in der Neuen Fränkischen Zeitung, dass der Ortsvorsteher Georg Greubel sich in seiner Erklärung durch die Unterschrift „v. Greubel“ als Adligen aus-

⁴⁷ Neue Fränkische Zeitung, 22.2.1850

gegeben habe. Greubel sei jedoch kein Adliger, sondern „von ganz gewöhnlichem Stoff“ und „von ganz ordinärem Verstand“⁴⁸. Die anderen bayerischen Gemeindevorsteher fordert er auf, Greubel nicht mehr als Kollegen anzuerkennen und ihn auszumerzen, „wie er es verdient, wenn schon er Alles, was vom März ist, teuflisch“ anfeinde.⁴⁹

Die Aktivitäten von Greubel und Wich zeigen, wie stark antijüdische Ressentiments im 19. Jahrhundert in der Bevölkerung verankert waren und wie eng sie mit der Ablehnung jeglicher demokratischen Reformen und jeglichen aufklärerischen Gedankenguts einhergingen. Greubel und Wich wollten die Uhren der Zeit, die in Teilen der Bevölkerung auf Aufbruch in eine moderne, liberale, aufgeklärte Gesellschaft standen, wieder zurückdrehen und dazu gehörte für sie auch, der Emanzipation der jüdischen Bevölkerung jedes nur erdenkliche Hindernis in den Weg zu legen. Aber trotz dieser einflussreichen antijüdischen Agitationen setzte sich der Gedanke einer Judenemanzipation letztlich doch im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts durch, wenn auch um den hohen Preis des Aufkommens eines aggressiven rassistischen Antisemitismus. Nachdem die geplante allgemeine Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung 1850 von der 2. Kammer in München verhindert worden war, kam es ein Jahr später in Bayern wenigstens in zivilrechtlicher Sicht zu einer Gleichstellung der Juden mit der nichtjüdischen Bevölkerung. 1861 wurde dann endlich der extrem restriktive „Matrikelparagraph“ aufgehoben und damit ein wesentliches Hemmnis für die Emanzipation und Assimilation der jüdischen Bevölkerung in Bayern beseitigt. 1863 legte eine Ministerialentschließung das Prinzip der Einheitsgemeinde für die jüdischen Gemeinden in Bayern fest. In Zukunft wurde vom Staat nur mehr eine einzige jüdische Gemeinde am Ort anerkannt, die sich verpflichten musste, für die notwendigen religiösen Einrichtungen (wie Synagogen, rituelle Tauchbäder) sowie Rabbiner- und Lehrerstellen selbst zu sorgen. 1865 wurden die allgemeinen Verhehlungsbeschränkungen aufgehoben, drei Jahre später folgten die Einwanderungsbeschränkungen für Juden in Bayern.

⁴⁸ Neue Fränkische Zeitung, 24.2.1850

⁴⁹ Ebd.



Anton von Webern: Die Proklamierung des deutschen Kaiserreiches (18. Januar 1871), Öl auf Leinwand, 1885 © Archiv der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh

Mit Gründung des deutschen **Kaiserreichs** 1871 erhielten dann auch die bayerischen Juden die vollen staatsbürgerlichen Rechte. Rasch integrierten sie sich in die Gesellschaft des neuen Reichs und bildeten einen stark ausgeprägten Patriotismus aus. Dies zeigte sich in Bad Kissingen etwa nach dem missglückten Attentat auf Reichskanzler Otto von Bismarck in der Badestadt.

Bismarck hielt sich von 1874 bis 1893 regelmäßig in den Sommermonaten in Bad Kissingen auf, das für die Zeit seines Aufenthaltes zum Machtzentrum des Deutschen Reiches wurde. Mit Kissingen eng verbunden sind das „Kissinger Diktat“ von 1877, in dem Bismarck die Grundzüge seiner Außenpolitik formulierte, oder die hier im Sommer 1880 gefällte EntschlieÙung über die Einführung der Arbeiterversicherung. Während der Reichskanzler bei seinem ersten Aufenthalt im Hause des Balneologen und Badearztes Dr. Oskar von Diruf (1824-1912), dem heutigen Kissinger Hof, wohnte, logierte er in den folgenden Jahren insgesamt 60 Wochen standesgemäß in der Oberen Saline, wo die historische Bismarck-Wohnung noch heute einen anschaulichen Eindruck von Bismarcks Zeit in Bad Kissingen vermittelt.



Historische Postkarte: Bismarcks erste Wohnung im Haus Diruf, vor der das Attentat erfolgte © Verlag Otmar Zieher, München; Sammlung Hans-Jürgen Beck

In die Schlagzeilen der Weltpresse geriet Bad Kissingen gleich bei Bismarcks erstem Besuch in der Kurstadt: Am 13. Juli 1874 schoss der 20-jährige Magdeburger Böttchergeselle Eduard Kullmann (1853-92) vor dem Haus Dr. Dirufs inmitten einer jubelnden Menschenmenge auf Bismarck, als dieser mit

einer Kutsche vorbeifuhr. Obwohl er den Schuss aus nächster Nähe auf den Kanzler abgab und auf dessen Kopf zielte, traf er ihn jedoch lediglich an der rechten Hand. Bismarck wurde nur leicht verletzt, Dr. Dirurf versorgte die Schussverletzung sofort, der Opernsänger José Lederer, der in der Nähe stand, ergriff Kullmann, der umgehend verhaftet wurde. Die Vernehmungen ergaben, dass der gläubige Böttchergeselle, der Mitglied des katholischen Gesellenvereins in Salzwedel war, mit seinem Attentat gegen den Kulturkampf, den Bismarck gegen die katholische Kirche und deren Einfluss betrieb, protestieren wollte. Kullmann, der 1853 als Sohn eines ambulanten Fischhändlers in Magdeburg-Neustadt geboren worden war, wurde am 30. Oktober 1874 vom Schwurgericht Würzburg zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt. Wegen des unbotmäßigen Verhaltens, das er während der Haft zeigte, wurde seine Haftstrafe um sieben weitere Jahre verlängert. Er starb am 16. März 1892 mit 38 Jahren im Gefängnis Amberg an einer Lungenerkrankung. Das Attentat auf ihn nahm Bismarck zum Anlass, um seine Kulturkampfpolitik zu verschärfen. So ließ er etwa den Berliner Katholischen Gesellenverein verbieten und sorgte dafür, dass alle anderen katholischen Gesellenvereine polizeilich überwacht wurden. Zwei Tage nach dem Attentat feierte die jüdische Gemeinde in ihrer Synagoge einen Dankgottesdienst: „Zur Abhaltung einer gottesdienstlichen Dankfeier für die Errettung des deutschen Reichskanzlers, Fürsten Bismarck, auf den am hiesigen Kurorte die Hand des Verbrechers vor zwei Tagen das mörderische Geschoss gerichtet hat, war die Synagoge heute Nachmittag zwischen drei und vier Uhr von einer dichtgedrängten Menge Andächtiger gefüllt. Und es war eine Feier, in welcher das Gefühl des Schmerzes über den verbrecherischen Anschlag, das Gefühl des Dankes für das gnadenreiche Walten der Vorsehung eine geeignete, würdige Aussprache fand. Mit beredten Worten schilderte Herr Lokal- und Distriktsrabbiner [Moses Löb] Bamberger die Bedeutung des gefeierten Kämpfers im deutschen Reiche und zeichnete den Verlust desselben, der so nahegerückt erschien, mit dem Gedächtnisworte, das der König David dem gefallenen Saul widmete: 'O, wie sind doch die Helden gefallen!' Dreimal, so führte der Redner aus, wiederholt sich dieser Ruf: er gilt dem Helden im Frieden, im Kriege und in der dauernden Kampfbereitschaft, das Erungene und Wiedererlangte zu bewahren. Vor und nach der Predigt wurden

der Situation entsprechende Psalmen von dem Gemeindechor unter Leitung des Gemeindegantors Herr Ehrenreich und des hier als Kurgast anwesenden Kantors Herr Hoffmann aus Hannover intoniert.“⁵⁰

Aus einer ganz anderen Perspektive kommentierte die Jüdische Volkszeitung aus Leipzig das Kissinger Attentat auf Bismarck, indem sie einen Artikel der Breslauer Zeitung zitierte: „Als ein eigenthümlicher Humor des Zufalls, der an der Berliner Börse, wie aus den dortigen Blättern hervorgeht, große Heiterkeit erregt hat, wird der seltsame Umstand aufgefaßt, daß alle Hauptbeteiligten an der Ergreifung des Attentäters (Helbert, Lederer, Bellachini, Schlesinger, Katz und Filz) Israeliten sind – eine Revanche des Schicksals an dem liberalen `Fürsten´ für den bekannten Judenhaß des ehemaligen Kreuzzeitungs-Junkers v. Bismarck-Schönhausen.“⁵¹ Die beiden Leipziger und Breslauer Zeitungen sahen es als Ironie bzw. Revanche des Schicksals an, dass ausgerechnet sechs Juden den Kissinger Bismarckattentäter gestellt hatten. Sie verwiesen dabei auf Bismarcks „bekannten Judenhaß“. Und in der Tat unterhielt Bismarck intensive Kontakte zu antisemitischen Kreisen, so etwa zum Hofprediger Adolf Stoecker, der wie sein Sohn Herbert von Bismarck ein fanatischer Antisemit war.⁵² Ohne Widerspruch ließ er sich als Ehrenmitglied in den antisemitischen Alldeutschen Verband aufnehmen. Auch sprach er sich 1881 nicht gegen eine von etwa 250 000 Deutschen unterzeichnete antisemitische Petition aus, die die Rücknahme wesentlicher Gleichstellungsgesetze für Juden forderte. Ihr zufolge sollte eine Einwanderungsbeschränkung für ausländische Juden erlassen werden, Juden sollten zudem von allen Regierungsämtern ausgeschlossen, die Zahl jüdischer Richter beschränkt, an den Volksschulen keine jüdischen Lehrer mehr beschäftigt und die Zahl jüdischer Lehrer an den höheren Schulen eingeschränkt werden. Bereits 1847 hatte sich Bismarck am 15. Juni in einer Rede vor dem Vereinigten preußischen Landtag in Berlin, dem er erst seit kurzem als Vertreter der sächsischen Ritterschaft angehörte, offen unter Verwendung zahlreicher antisemitischer Klischees und Vorurteile

⁵⁰ Allgemeine Zeitung des Judentums, 28.7.1874

⁵¹ Jüdische Volkszeitung (Leipzig), 3.8.1874. Den Artikel stellte mir freundlicherweise Helmut Steiner aus Fürth zur Verfügung.

⁵² Vgl. zum Antisemitismus bei Bismarck auch Zimmermann, Moshe: Otto von Bismarck. »Ich liebe sie unter Umständen«, Artikel vom 01.04.2015 in der Jüdischen Allgemeinen. In: <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/ich-liebe-sie-unter-umstaenden>, 1.10.2022

gegen eine vollkommene Emanzipation der Juden in Preußen ausgesprochen und die Zulassung von Juden zum Beamtenstand abgelehnt: „Ich muss öffentlich bekennen, dass ich einer Richtung angehöre, die der geehrte Abgeordnete von Krefeld gestern als finster und mittelalterlich bezeichnete [...]. Ich kann ferner nicht leugnen, dass ich jenem großen Haufen angehöre, welcher wie der geehrte Abgeordnete aus Posen bemerkte, dem intelligenteren Teil der Nation gegenübersteht und diesem intelligenteren Teil, wenn mein Gedächtnis sich nicht täuscht, in ziemlich geringschätzender Weise entgegengesetzt wurde, dem großen Haufen, welcher noch an Vorurteilen klebt, die er mit der Muttermilch eingesogen hat, dem Haufen, welchem ein Christentum, das über dem Staate steht, zu hoch ist. [...] Ich gehe zur Sache selbst über: Die meisten Redner haben über das vorliegende Gesetz sich weniger ausgesprochen als über die Emanzipation im Allgemeinen. Ich folge diesem Wege. Ich bin kein Feind der Juden. Und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. Ich bin der Meinung, dass der Begriff des christlichen Staats so alt sei wie das ehemalige Heilige Römische Reich, so alt wie sämtliche europäische Staaten, dass er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzeln geschlagen haben, und dass jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muss. Für mich sind die Worte von Gottes Gnade, welche die christlichen Herrscher ihren Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, dass die Fürsten das Zepter, welches ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist. Und ich glaube auch in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu realisieren, zu verwirklichen. Dass dies unserem Staate nicht in allen Bereichen gelingt, das hat gestern der geehrte Abgeordnete aus der Grafschaft Mark [...] dargetan. Wenn indes die Lösung nicht immer gelingt, so glaube ich doch, die Realisierung der christlichen Lehre sei der Zweck des Staates. Dass wir aber mit Hilfe der Juden die-

sem Zwecke näherkommen sollten als bisher, kann ich nicht glauben. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staates überhaupt an, so glaube ich, kann diese Grundlage bei uns nur das Christentum sein. Entziehen wir diese Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staate nichts als ein zufälliges Agregat von Rechten [...] In den Landesteilen, wo das Edikt von 1812 gilt, fehlen den Juden – soviel ich mich erinnere – keine anderen Rechte als dasjenige, obrigkeitliche Ämter zu bekleiden. Dieses nehmen sie nun in Anspruch. Sie verlangen, Landräte, Generäle, Minister, ja unter Umständen auch Kultusminister zu werden. Ich gestehe ein, dass ich voller Vorurteile stecke, ich habe sie – wie gesagt – mit der Muttermilch eingesogen und es will mir nicht gelingen, sie wegzudisputieren. Denn wenn ich mir gegenüber als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muss ich bekennen, dass ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, dass mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich teile die Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht. Warum es den Juden nicht gelungen ist, in vielen Jahrhunderten sich die Sympathie der Bevölkerung im höheren Grade zu verschaffen, das will ich nicht genau untersuchen. Ein geehrter Redner aus der Grafschaft Mark hat die Gründe schärfer herausgestellt, als ich sie hier wiederholen möchte. Aber eines ist mir nicht klar geworden, nämlich wie der geehrte Redner diejenigen Leute, die er - wenn ich richtig verstand – als zu schlecht für seinen Umgang bezeichnete, zu seinen vorgesetzten Beamten, selbst zu Ministern haben möchte, wenn er es nicht braucht. Der geehrte Redner sprach die Überzeugung aus, dass die Juden, seien sie auch jetzt, was sie wollten, sich ändern könnten und würden, und führte zum Beweise dessen an, was sie früher gewesen seien. Darauf muss ich erwidern, dass wir es nicht mit den Makkabäern der Vorzeit noch mit den Juden der Zukunft zu tun haben, sondern mit den Juden der Gegenwart, wie sie jetzt sind. Darüber, wie sie jetzt sind, will ich mir in Bausch und Bogen kein Urteil erlauben. Ich gestehe zu, dass in Berlin und überhaupt in größeren Städten die Judenschaft fast durchaus aus achtungswerten Leuten besteht. Ich gebe zu, dass solche auch auf dem Lande nicht bloß zu den Ausnahmen gehören, obgleich ich sagen muss, dass

der entgegengesetzte Fall vorkomme. Wir haben gestern von der Mildtätigkeit der Juden zur Unterstützung ihrer Sache gehört. Nun, Beispiel gegen Beispiel. Ich will ein anderes geben, ein Beispiel, in welchem eine ganze Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern gibt, die nichts ihr Eigentum nennen, auf ihrem ganzen Grundstück. Von dem Bette bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden, das Vieh im Stall gehört dem Juden. Der Bauer zahlt für jedes Einzelne seine tägliche Miete. Das Korn auf dem Felde und in der Scheune gehört dem Juden. Und der Jude verkauft dem Bauern das Brot, Saat und Futtergrund metzenweis [in kleinen Mengen]. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich wenigstens in meiner Praxis noch nie gehört. Man führt zur Entschuldigung dieser Fehler an, dass sie aus den gedrückten Verhältnissen der Juden notwendig hervorgehen müssten. Wenn ich mir die Reden von gestern vergegenwärtige, so möchte ich glauben, dass wir in den Zeiten der Judenhetzen lebten, dass sich jeder Jude täglich alles das müsse gefallen lassen, was der ehrliche Shylock erdulden wollte, wenn er nur reich würde. Aber davon sehe ich nirgends etwas, sondern ich sehe nur – wie gesagt – dass der Jude nicht Beamter werden kann. Und nun ist mir doch das eine starke Schlussfolge, dass – weil jemand nicht Beamter werden kann – er ein Wucherer werden müsse. Einer der Abgeordneten der pommerschen Ritterschaft ist soweit gegangen, zu behaupten, dass die Juden von jeder edlen Beschäftigung mit Ausnahme des Handels ausgeschlossen seien. Das Einzige aber, wovon sie ausgeschlossen sind, ist der Hafen der Bürokratie. Und ich appelliere an den geehrten Redner selbst, ob er in seiner Behauptung nicht zu weit geht, die darin liegt, dass nur das Beamtentum und der Handel edle Beschäftigungen sein sollen. Einem anderen Redner der schlesischen Ritterschaft möchte ich mich für die Folge seiner Rede eher anschließen, wenn er nur den Schluss seiner Rede als integrierenden Teil derselben stets beibehalten will: Wenn wir die Juden emanzipieren, wenn sie selbst die Schranken niederreißen, die sie von uns trennen. [...]“⁵³

Allein die Häufung von Vorurteilen in der Rede Bismarcks, an denen er auch noch stolz und unbelehrbar festhält, macht verständlich, wenn man Bismarck

⁵³ Otto von Bismarck: Rede über Judenemanzipation vom 15. Juni 1847. Der Text wurde von einem YouTube-Video (https://www.youtube.com/watch?v=jcT6MU__dV0, 1.10.2022) transkribiert.

Judenhass attestierte. Auf der anderen Seite hatte Bismarck mit Eduard Cohen zeitweise einen jüdischen Leibarzt und der jüdische Bankier Gerson Bleichröder, für dessen Nobilitierung er sich aussprach, war einer seiner engsten Vertrauten und Berater. Doch sagt dies noch nicht sonderlich viel: Auch der fanatische Antisemit Richard Wagner pflegte Umgang mit Juden, wenn sie ihm für seine Zwecke nützlich erschienen. Wesentlich bedeutsamer war hingegen, dass Bismarck die völlige Gleichstellung der Juden, die er noch zwei Jahrzehnte zuvor so entschieden abgelehnt hatte, 1869 im Norddeutschen Bund und 1871 im Deutschen Kaiserreich akzeptierte, wobei allerdings unklar ist, ob er dies aus Überzeugung oder aus taktischen Gründen (wie etwa bei seinen Sozialgesetzen) tat. Theodor Herzl, der um Bismarcks judenfeindliche Haltung wusste, bat ihn brieflich um Unterstützung seines Plans zur Gründung eines jüdischen Staates in Palästina. Vermutlich meinte der Vater des Zionismus, dass Bismarck wohl insgeheim froh wäre, wenn die „Judenfrage“ durch Auswanderung der Juden aus Europa gelöst würde, und er deshalb Herzls Pläne unterstützen könnte. Bismarck jedoch ignorierte das Schreiben Herzls und antwortete ihm nicht. Für die Jüdische Volkszeitung aus Leipzig und die Breslauer Zeitung war Bismarck jedenfalls auch noch drei Jahre nach der Reichsgründung ganz offensichtlich ein Judenhasser, dessen „liberalen“ Anwendungen sie wenig Glauben schenkten.

Unter den Rettern Bismarcks beim Kissinger Attentat nahm der ungarisch-jüdische Opernsänger **José Lederer** (1842-95) eine zentrale Rolle ein, wie die Wochenzeitung „Provinzial-Correspondenz“, das halbamtliche Sprachrohr Bismarcks, in ihrem Artikel über das Kissinger Attentat vom 15. Juli 1874 anschaulich schilderte: „Mit einem kräftigen Peitschenschlage fuhr der Kutscher dem Mörder nun über das Gesicht und gleichzeitig packte ein Badegast (der Hofschauspieler Lederer aus Darmstadt) denselben bei der Kehle. Umsonst bot der Mörder alle Mittel auf, sich seiner Festnahme zu entziehen (die Hand des Lederer trägt verschiedene Bißwunden), die Menschenmenge hielt ihn fest, man packte ihn an allen Theilen des Körpers, und fast hätte man ihn in Stücke gerissen, so groß war die Entrüstung über die verübte Frevelthat.“⁵⁴

⁵⁴ Provinzial-Correspondenz, 15.7.1874. Zitiert nach: Wikipedia: Art. José Leder. In: https://de.wikipedia.org/wiki/José_Lederer, 1.10.2022



Attentat auf Bismarck in Kissingen © Stadtarchiv Bad Kissingen. Graphische Sammlung

Der 1842 im ungarischen Großwardein geborene José Lederer wollte schon von Jugend auf zum Theater gehen, doch verweigerten seine Eltern ihre Zustimmung zu diesen Plänen. Als sie darauf beharrten, dass er Kaufmann werden sollte, meldete er sich zum Militär. 1859 wurde der noch nicht einmal 17 Jahre alte José in der Schlacht von Solferino schwer verwundet. Er verließ das Militär wieder und verwirklichte seinen Jugendtraum: 1861 begann der Tenor seine Bühnenkarriere am Ungarischen Volkstheater in Budapest. Es folgten Engagements in Olmütz, am renommierten Wiener Carl-Theater, am Theater von Troppau und am Stadttheater in Magdeburg. Schließlich entschloss sich Lederer, seine Stimme professionell in Paris und Mailand ausbilden zu lassen.

Nach einer kurzen Verpflichtung am Stadttheater Hamburg führte ihn 1868 sein Weg als Sänger an das berühmte Hoftheater von Darmstadt, wo er bis 1874 so anspruchsvolle Tenorrollen wie den Raoul in Meyerbeers „Hugenotten“, den Vasco da Gama in Meyerbeers „Afrikanerin“ und den Arnold in Rossinis „Wilhelm Tell“ sang. In Darmstadt heiratete er 1869 die Sopranistin Asminde Ubrich (1837-90). Die nächsten künstlerischen Stationen waren das Deutsche Theater Rotterdam, das Hoftheater Wiesbaden, wo er 1878 Jules Deswerts Oper „Die Albingenser“ aus der Taufe hob, und zuletzt Frankfurt am Main. Die Opernhäuser in Berlin, Leipzig, Dresden, Stuttgart und London luden ihn gerne zu Gastspielen ein. Am 4. November 1895 schied er fünf Jahre nach dem Tod seiner Frau in Frankfurt am Main mit 57 Jahren durch Freitod aus dem Leben.⁵⁵

Im Lauf des 19. Jahrhunderts kam es zunehmend zu einer Verlagerung des jüdischen Lebens **vom Land auf die Stadt**: Zahlreiche Juden verließen ihre ländlichen Gemeinden und zogen in Großstädte wie München und Nürnberg, deren Gemeinden innerhalb kurzer Zeit stark anwuchsen. Während 1840 noch 88 % der bayerischen Juden in Dörfern und Kleinstädten lebten, waren dies 1871 nur noch 70 %. Kurz vor Ende des Kaiserreichs wohnten schon 78 % der bayerischen Juden in größeren Städten.⁵⁶ Diese allgemeine Entwicklung lässt sich sehr gut an der Stadt Nürnberg veranschaulichen, wo sich die jüdische Bevölkerung innerhalb von nur 43 Jahren mehr als versechsfachte: 1867 lebten dort nur 1254 Juden, 1910 waren es dann schon 7815. In Schweinfurt und Kitzingen entwickelte sich die jüdische Bevölkerung so stark, dass die Distriktsrabbinate von Niederwerrn und Marktstefl dorthin verlegt wurden. 1839 wurde auch Kissingen durch eine Neuordnung der unterfränkischen Bezirksrabbinate Distriktsrabbinate. Es entwickelte sich so zu einem Zentrum für die 24 jüdischen Gemeinden im nördlichen Unterfranken, in denen etwa 2500 Jüdinnen und Juden lebten. 1892 wurden dann die bayerischen jüdischen Gemeinden des Distriktsrabbinate Gersfeld dem Rabbinatsbezirk Kissingen zugewiesen. Noch 1934 umfasste das Bezirksrabbinate Bad Kissingen nach

⁵⁵ Vgl. Operissimo: Art. José Lederer. In: <https://web.operissimo.com/triboni/exec?method=com.operissimo.artist.Web-Display&xsl=webDisplay&id=ffcyoicagxaaaabcjwx>, 1.10.2022; Wikipedia: Art. José Lederer. In: https://de.wikipedia.org/wiki/José_Lederer, 1.10.2022.

⁵⁶ Vgl. Scherg 5/2, S. 155

Angabe des „Führers durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1932-33“ 27 Gemeinden und reichte von Gemünden und Rieneck im Westen bis Wilmars im Nordosten.⁵⁷



Kissingen im 19. Jahrhundert: 2. Kaiserkur 1868 mit König Ludwig II. und Zar Alexander II. © Stadtarchiv Bad Kissingen. Sammlung Josef Bötsch

In Kissingen schlug sich der das gesamte 19. Jahrhundert umgreifende **Emanzipationsprozess** in zwei symbolträchtigen Ereignissen nieder: dem Auszug der Juden aus dem „Judenhof“ 1813 und dem Anfang der 80er Jahre gefassten Beschluss zum Bau einer neuen, großen Synagoge, die 1902 feierlich eingeweiht werden konnte. Markiert der Auszug aus dem „Judenhof“ den Beginn

⁵⁷ Vgl. Scherg 5/2, S. 175

der Emanzipation und Integration der Kissinger Juden, so steht der Bau der Neuen Synagoge in der Maxstraße im betont nationalen Baustil für deren Staatsverbundenheit und Heimatliebe und die erfolgreich vollzogene Integration als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens. Und so konnten in der Tat die Kugelmanns, Ehrlichs, Löwenthals, Steinbergers, Kissingers und Rosenaus zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf eine aus ihrer Sicht gelungene Integration zurückblicken. Aus ehemaligen „Schutzjuden“, die einer Vielzahl von Beeinträchtigungen, Demütigungen und Restriktionen unterworfen waren, wurden freie, gleichberechtigte Bürger, die beruflich als Kaufleute, Ärzte, Pensionsinhaber, Bankiers und Lehrer erfolgreich waren und gesellschaftlich auch über die Grenzen der jüdischen Gemeinden hinaus großes Ansehen genossen.

Auch zahlenmäßig lässt sich der rasche Emanzipationsprozess sehr eindrucksvoll fassen: Lebten 1816 181 Juden in Kissingen (17 % von insgesamt 1064 Einwohnern), so stieg ihre Zahl in den folgenden Jahren und Jahrzehnten bis zur Jahrhundertwende kontinuierlich an, um danach wieder etwas zu sinken: 210 (13,1 %; 1837), 314 (12,1%; 1867), 356 (9,2 %; 1880), 333 (7,0 %; 1900), 307 (5,3 %; 1910), 504 (5,3 %; 1925).⁵⁸ Nach Würzburg und Aschaffenburg besaß Bad Kissingen 1925 die drittgrößte jüdische Gemeinde in Unterfranken. In den folgenden Jahren sollte die Zahl der jüdischen Einwohner in Bad Kissingen wie auch in ganz Unterfranken wieder sinken. Als Ursachen dafür sind nach Leonhard Scherg vor allem ein erstarkender Antisemitismus, wirtschaftliche Probleme (die zur Auswanderung und Abwanderung führten) sowie eine sinkende Kinderzahl und ein höheres Heiratsalter in Zusammenhang mit der Verstädterung zu nennen.⁵⁹

⁵⁸ Vgl. Alemannia Judaica: Synagoge Bad Kissingen: http://www.alemannia-judaica.de/bad_kissingen_synagoge.htm, 5.9.2012

⁵⁹ Vgl. Scherg 5/2, S. 157



Adlige Kurgäste vor dem Arkadenbau, 1869/70 © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung

Mit der Emanzipation und Gleichberechtigung der Juden im 19. Jahrhundert war auch die Grundlage für ihren **wirtschaftlichen Aufstieg** in der Stadt geschaffen. Besonders im Kurbetrieb spielten jüdische Bürger eine bedeutende Rolle. Da die berühmten Heilquellen auch von sehr vielen jüdischen Kurgästen aus dem In- und Ausland besucht wurden, entstand eine große Zahl jüdischer Hotels, Restaurants und Pensionen; in den Sanatorien und Kureinrichtungen der Stadt waren zahlreiche jüdische Ärzte beschäftigt. Aber auch im Einzelhandel, vor allem in der Textilbranche, gab es ein breites Spektrum jüdischer Geschäfte, das vom führenden Modehaus und Hoflieferanten bis zum Billig-Preis-Geschäft reichte. Fast 90 Prozent der jüdischen Gemeindemitglieder lebten um 1930 vom Fremdenverkehr und vom Kurbetrieb. Unter den Sanatorien verdienen besonders hervorgehoben zu werden das Diätkurhaus von

Dr. Edgar Apolant in der Menzelstraße sowie die Kurhäuser von Nathan Bretzfelder („Villa Holländer“ in der Bismarckstraße), Dr. Philipp Münz in der Theresienstraße, Ida Neuburger in der Hartmannstraße, Bella Regensburger sowie von Dr. Alfred Rosenau und seiner Frau Klara („Westendhaus“ in der Bismarckstraße). Daneben waren das Hotel Herzfeld, das Hotel Schwed und das Hotel der Geschwister Seelig erste Adressen in der Kurstadt.



Ansichtskarte des Hotels Herzfeld mit Ansicht der Trimburg © Sammlung Peter Karl Müller

Einen anschaulichen Einblick in das Leben eines jüdischen Kurgasts im 19. Jahrhundert bietet das erste Kapitel der mehrteiligen Artikelserie „Vater und Sohn“ in der Zeitschrift „Der Israelit“ am 12. August 1868: „Dem Rathe meines Arztes folgend, suchte ich gegen Ende Juni dieses Jahres die berühmten Heilquellen von K i s s i n g e n auf. In fast ganz östlicher Richtung führte mich und die Meinen das Dampfroß aus dem goldenen Mainz, von den Ufern des schönen Rheines fort am Taunusgebirge und am Odenwald vorüber mitten durch den wilden Spessart hindurch bis nach Gemünden, an die Ausläufer des Rhöngebirges, wo die Werne und die fränkische Sale [sic!] in den Main sich

ergießen. Hier wartete schon der Wagen, der uns durch das wundervolle Salethal [sic!] nach Kissingen brachte. / Kissingen liegt in einem engen, rings von nicht allzuhohen Bergen umschlossenen Kessel. Zu den mit Eichen und Buchen dicht bewachsenen Höhen führen anmuthige Fußpfade, und auf jeder Höhe bietet sich allemal eine entzückende Aussicht. Ich habe dort vier Wochen höchst angenehm verlebt, manche interessante Bekanntschaft gemacht, manchen Einblick in tausenderlei Verhältnisse gewonnen. Da ich immerwährend bemüht bin, meine Kenntnisse zu erweitern und da mir der Arzt das Studium aus Büchern während der Kurzeit streng untersagt hatte, so suchte ich unterdeß Menschen zu studiren [sic!]. Es konnte nicht fehlen, daß ich bald einen großen Kreis von Bekannten hatte, und so habe ich in dem einen Monat mehr von Welt und Menschen gesehen und gelernt als sonst wohl in einem ganzen Jahre. / Um das zu begreifen, lieber Leser, muß Du mir in den Kurgarten folgen. Schon früh Morgens um 5 Uhr belebt sich derselbe; um 6 Uhr beginnt das Morgenconcert und allmählich ist es voll, sehr voll geworden. An den Quellen sammeln sich große Menschenmassen, und es hält [wohl: fällt] fast schwer, einen Becher zu erhaschen, wiewohl zahlreiche Diener die mit dem wundervollen Rakoczi gefüllten Gläser in großer Menge darreichen. Kaum hat man getrunken, so beeilt man sich, auf- und abgehend, das Getrunkene zu verdauen. In Gruppen ziehen bei den Klängen einer herrlichen Musik die Kurgäste durch den Garten, fröhlich plaudernd oder in ernstem Gespräche, beobachtend und beobachtet werdend. Siehst Du jenen einfach gekleideten Herrn mit einer ebenso einfach gekleideten Dame am Arme? Es ist ein österreichischer Erzherzog mit seiner Cousine, einer Erzherzogin. Siehst Du jenen geckenhaften alten Herrn, von Damen begleitet, deren auffallender, in allen Farben schillernder Putz die Augen der Menge auf sich zieht? Es ist ein untergeordneter Schauspieler mit Frau und Tochter. Da naht der Erzbischof von Freiburg (in der Schweiz), umgeben von katholischen Pfarrern; ihnen begegnet eine Gruppe protestantischer Geistlicher – sie gehen stumm aneinander vorüber. Der große stattliche Herr dort ist ein preußischer Minister und sein Begleiter ein berühmter General; die Dame dort ist eine rumänische Fürstin; da naht eine amerikanische und da eine russische Familie. Jetzt aber trinkt ein vornehmer Türke, den roten Fez auf dem Kopfe, und neben ihm steht eine Nonne, in ihrer

schwarzen, alterthümlichen Tracht gar seltsam abstechend von den bunten Gewändern ihrer Begleiterinnen. Da naht ein Handelsfürst, ein zehnfacher Millionär, mit den Seinen, und dicht neben ihm geht ein armer polnischer Jude mit weißem Bart und langem Kaftan. Die Trachten und Sprachen aller Länder und Stände sind hier vertreten, und der Bettler schlürft mit demselben Behagen den wohlthuenden Trank wie jene vornehme Dame, vor der alle Häupter sich entblößen und die Niemand anders ist als – die Kaiserin von Rußland.

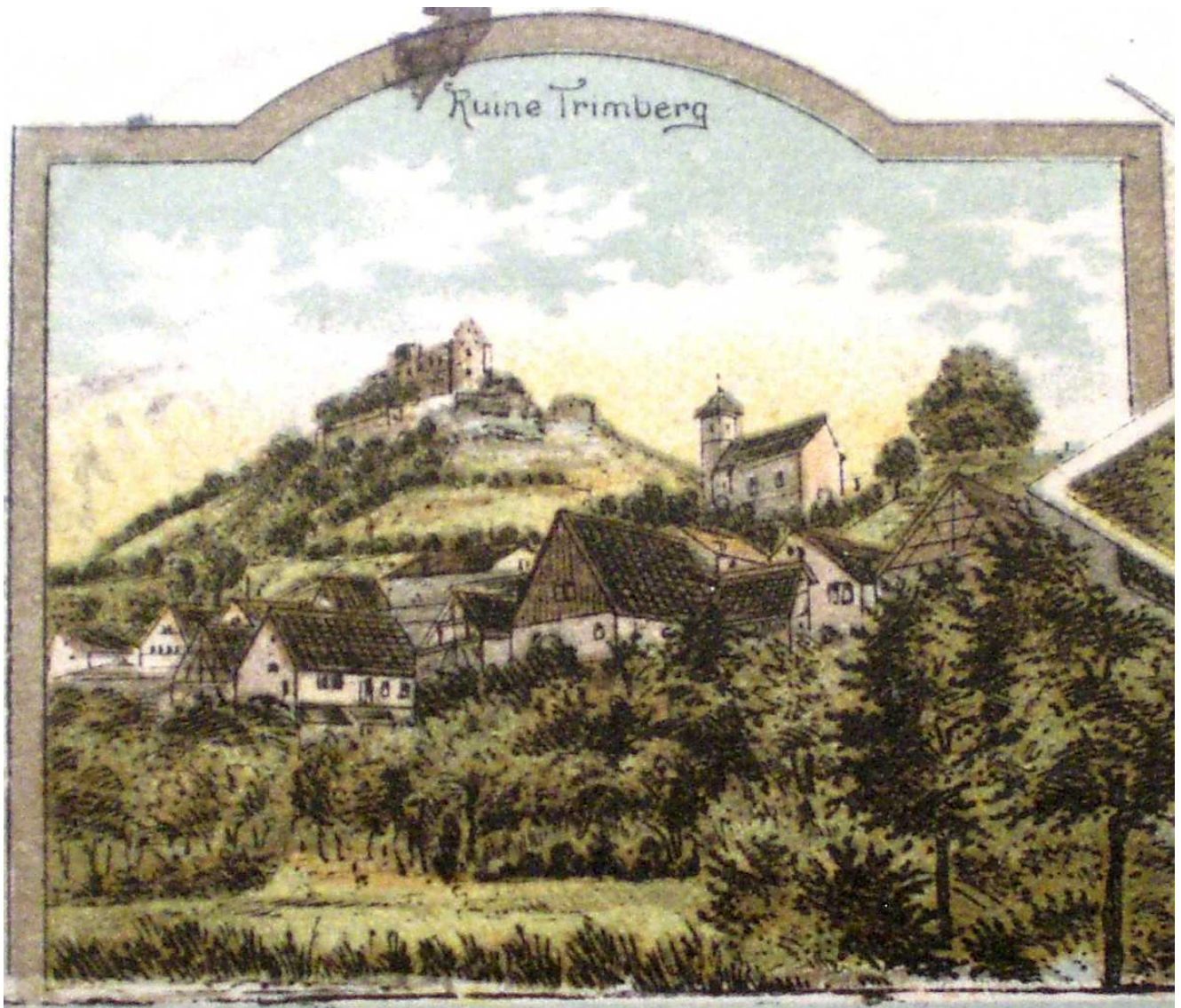


Kurgarten in Kissingen, 1870 © Stadtarchiv Bad Kissingen. Graphische Sammlung

Welch' reiche Gelegenheit, um Studien in Bezug auf Sitte und Character der verschiedenartigsten Menschen zu machen! Ich habe die Gelegenheit fleißig benutzt. / Von all den verschiedenartigen Gestalten im Kurgarten waren es namentlich zwei Leute, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Eine war ein Herr von ungefähr fünfzig Jahren. Seine Züge zeigten zwar den jüdischen Typus, allein sie trugen noch etwas Fremdartiges; er hatte ein sehr vornehmes Aussehen, und sein Gesicht, von vielen Stürmen des Lebens durch-

furcht, hatte den Ausdruck einer Ruhe, die erst unlängst erkämpft zu sein schien. Sein Begleiter war ein junger Mann von einigen und zwanzig Jahren. Wiewohl in seiner, französischer Tracht, erkannte man doch sofort den polnischen Juden in ihm. Die Seitenlocken, der Bart und die Manieren, die Art und Weise zu sprechen und sich zu bewegen, das Alles veranlaßte, daß man sich unwillkürlich den langen Kaftan und die polnische Mütze hinzudachte. Trotz der Verschiedenheit der beiden Männer in ihrem Wesen und Benehmen sahen sie sich so auffallend ähnlich, daß man sie wohl für Vater und Sohn halten mußte, aber dann war Beider Erscheinung ein ungelöstes Räthsel. Wohl sieht man es heutzutage häufig, daß ältere Leute, welche in der Zeit der Ab- und Ausschließung unseres Volkes aus dem gesellschaftlichen Verkehr sogenannte jüdische Manieren beibehalten haben, während ihre Söhne, mit und in der großen Welt verkehrend, weder durch Sprache noch Benehmen den jüdischen Ursprung erkennen lassen – aber umgekehrt? Wieso war dieser Vater zu solch einem feinen Weltmanne geworden, während sein Sohn in jedem Moment den polnischen Juden hervorblicken ließ? / Diese Betrachtung beschäftigte mich, so oft ich die Beiden sah; da sie aber ganz abgeschlossen von der übrigen Gesellschaft lebten und nur mit einander verkehrten, so bot sich mir keine Gelegenheit, mich mit ihnen bekannt zu machen. Man steht so oft im Leben vor so manchem ungelösten Räthsel, daß man es endlich lernt, sich mit den That-sachen zu begnügen und es aufgibt, die Gründe zu erforschen. Schon dem Kinde wird so selten auf sein: `Warum?` ein genügender Aufschluß zu Theil, daß am Ende der Erwachsene gar aufhört, nach dem Warum zu fragen oder doch der Befriedigung seiner Wißbegier Schranken zu setzen lernt. So erging es auch mir. Anfangs fragte ich Viele meiner Bekannten, da aber Niemand Näheres von den Beiden wußte, so gewöhnte ich mich an ihren Anblick und fragte nicht mehr. Nur das hatte ich erfahren, daß sie wirklich Vater und Sohn und aus Warschau seien; auch ihre Namen nannte man mir: der Aeltere, sagte man, heiße Isak und der Jüngere Joseph Rosenstrauß. / Schon war der größere Theil meiner Kurzeit verflossen, als ich näher mit ihnen bekannt werden sollte.“⁶⁰

⁶⁰ Der Israelit, 12.8.1868



Die Ruine Trimburg auf einer Ansichtskarte des Hotels Herzfeld © Sammlung Peter Karl Müller

In der Fortsetzung seiner Artikelserie beschreibt der Autor am 19. August 1868 im „Israelit“ seine erste persönliche Begegnung mit Vater und Sohn Rosenstrauß auf der Ruine Trimburg. Bei der Besichtigung der Burgruine lenkt er das Augenmerk der Burgbesucher auf die Geschichte des jüdischen Dichters Süßkind von Trimberg, der zwar in der höfischen Welt verkehrte, aber trotzdem treu an seinem jüdischen Glauben festhielt. Süßkind dient dem Autor dabei als positive Kontrastfolie zu einigen assimilierten jüdischen Kurgästen aus Kissingen, die ebenfalls die Burg besuchen: „Da ich ein richtiger Fußgänger bin und starke Fußtouren mit zur Kur nothwendig sind, so hatte ich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Kissingen die sämtlichen in der Nähe liegenden Berge wiederholt erstiegen und mich der köstlichen Aussicht er-

freut. Die Ruine Trimburg jedoch, ungefähr zwei Stunden von Kissingen entfernt, liegt außerhalb der zu Fuß mit nur geringer Beschwerde zu erreichenden Punkte; deshalb hatte ich mit vielen Bekannten verabredet, bis an den Fuß der Ruine zu fahren. So fuhren wir denn in heißer Nachmittagsstunde durch das schattige, kühle Salethal [sic!] und bestiegen die alte, nicht zerfallene, sondern gebrochene Burg. Diese stolze Feste, welche den Jahrhunderten getrotzt hatte, wurde von der bayerischen Regierung im Jahre 1803 auf den Abbruch verkauft. Aber die starken Grundmauern konnte man nicht abbrechen, und diese ragen öde und traurig in die Lüfte empor. Seitdem Kissingen von tausenden von Kurgästen alljährlich besucht wird und die Ruine Trimburg ein beliebter Ausflug derselben geworden ist, hat man in ihr eine Wirthschaft errichtet, in welcher die Ankommenden sich erquicken können, und in der That, jeder schöne Tag sieht Hunderte von Fremden dorthin wandern. Der wundervolle Anblick, der sich von der Höhe der Ruine bietet, ist ungemein schön. Die Gipfel der Rhön und des Spessart, mit Burgruinen auf ihren Spitzen, begrenzen in weiter Ferne den Blick, im Kreise ringsum her ein fruchtbares Thal mit zahlreichen Dörfern und Städten, das die blaßgrüne Sale [sic!] in mächtigen Windungen durchzieht. Und welch großartige historische Erinnerungen! Schon im elften Jahrhundert hausten hier die Fürsten von Trimberg, ein mächtiges Dynastengeschlecht. Im 16. Jahrhundert erlag die Burg der Wuth der aufständischen Bauern, im 17. Jahrhundert baute sie der Fürstbischof Julius von Würzburg, der berühmte Gründer des Juliushospitals, wieder auf; hier sang der Minnesänger Hugo von Trimburg seine süßen Lieder. Und in der neuesten Zeit, am 10. Juli 1866, sammeln sich nach dem Treffen von Kissingen hier die Preußen, um bei dem nahen Hammelburg noch an demselben Tage ebenso siegreich zu kämpfen. Also erzähle und erkläre uns der Schloßwart; ich aber sprach zu meinen Begleitern: `Wissen Sie, dass diese Trimberg auch für uns Juden eine werthvolle historische Erinnerung hat? Süßkind von Trimberg, der einzige jüdische Minnesänger, ist hier in dem Dorfe Trimberg, am Fuße der Burg geboren.` / Erstaunt lauschten die Genossen und baten mich mehr von Süßkind zu erzählen, zumal der Burgwart behauptete, zum ersten Male davon zu hören. Ich erzählte darauf von den Minnesängern, von ihren schönen, süßen Liedern in einer Zeit der Barbarei und des Faustkampfes; ich schilderte, wie

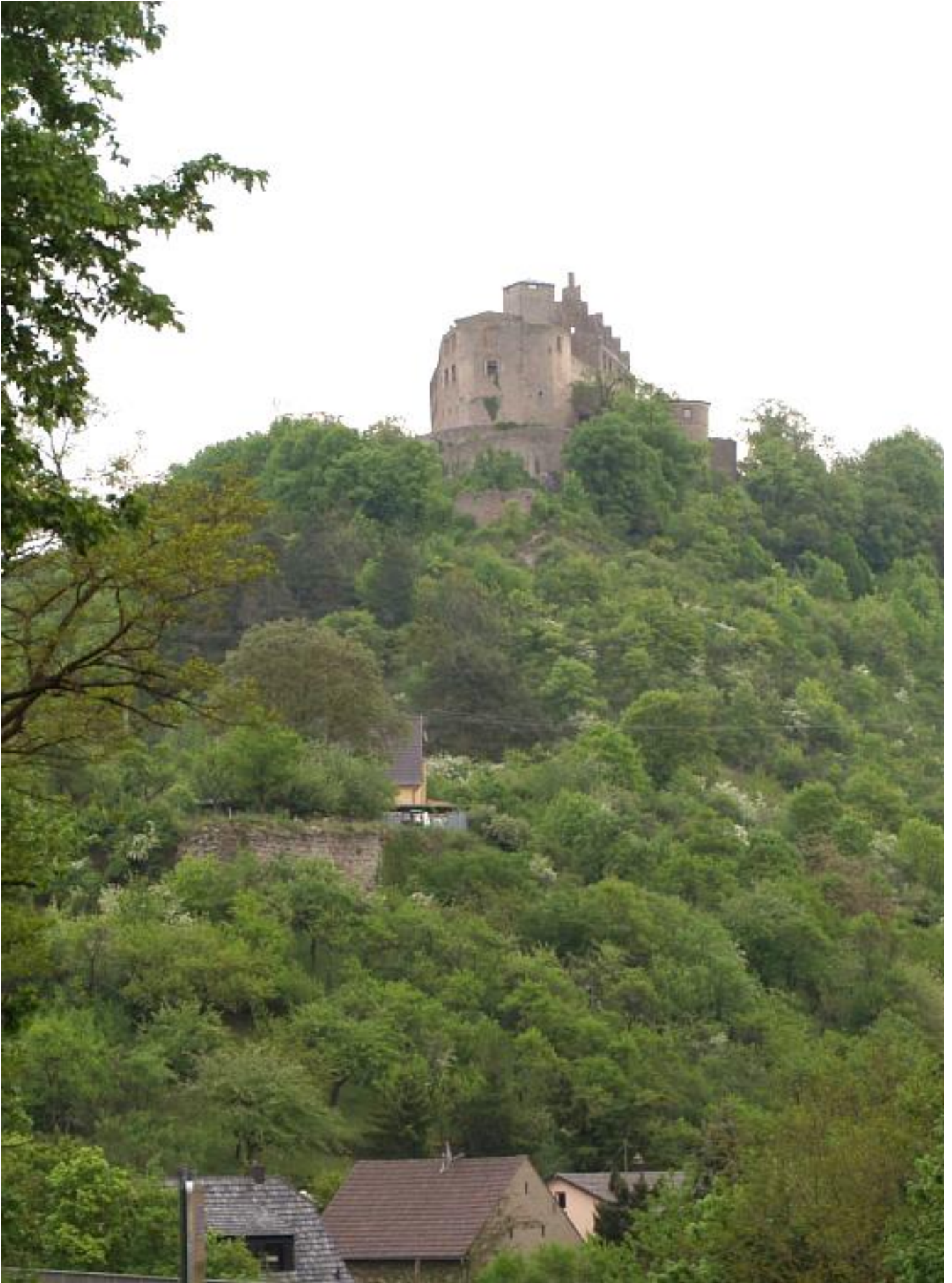
wunderbar es sei, daß in dieser Zeit der schrecklichsten Judenverfolgungen Deutschland einen jüdischen Dichter hatte, der in der Landessprache so herrliche Lieder dichtete, daß er neben den Besten, neben Wolfram von Eschenbach, neben Walter von der Vogelweide, neben Heinrich Frauenlob genannt wird; ich erzählte, wie Süßkind wohl gelitten war am Hofe der Grafen von Henneberg zu Würzburg, dass er ein gesuchter Arzt gewesen und zur Zeit Friedrich Barbarossa's, des Gefährten Kaisers, gelebt habe, dass er Lieder zum Preise tugendhafter Frauen und Psalmen zur Verherrlichung seines Gottes in mittelhochdeutscher Sprache gedichtet, daß er aber nie aufgehört habe, Jude zu sein und dem väterlichen Glauben treu anzuhängen. / Als ich bei den letzten Worten im Kreise meiner Zuhörer umherschaute, gewagte ich jene beiden Männer, die ich dem Leser im ersten Kapitel als Vater und Sohn vorgestellt habe und gerade, als ich die Glaubenstreue Süßkinds betonte, da sah ich es schmerzlich aufzucken im Gesicht des älteren Mannes, so daß ich plötzlich innehielt. / Während nun in unserem Kreise tiefes Schweigen herrschte und Alles dem Gehörten nachdachte, hörten wir von einem nahen Tische, an welchem eine Gesellschaft Berliner Israeliten Platz genommen, laute Stimmen herübertönen. / 'Das Essen im Kurhaus ist doch gar zu schlecht!' rief eine junge Dame, deren jüdischer Typus unverkennbar war. / 'Das wollte ich mir noch gefallen lassen', entgegnete ein alter, reichgewordener Kaufmann, dessen Eltern Hausirer gewesen. 'Allein, es speisen gar zu viel Juden dort - man meint, man wäre in einer jüdischen Restauration.' / 'Wie können Sie nur so sprechen!' nahm ein junger Mann das Wort. Ich schäme mich meiner Glaubensgenossen nie. Kol Jisroel Achehem' [* sollte heißen: 'Kol Jißroel Achim. Alle Israeliten sind Brüder.']. / 'Richtig', entgegnete der Alte, 'kol Jisroel Achehem, aber ich brauch' doch nicht mit ihnen zu essen!' / Der fade Witz wurde sattsam belacht. Dann nahm eine andere Dame das Wort: 'Lassen Sie uns von etwas Ernsten sprechen, meine Herrschaften. Bestellen wir uns für morgen Mittag ein Diner auf dem Seehofe. Dort soll es vorzüglichen Schweinebraten geben'. / 'Schweinebraten ist nicht kurgemäß, meine Gnädige!' warf der junge Mann ein, der sich niemals seiner Glaubensgenossen schämt. / Wir hatten unwillkürlich dieses interessante Gespräch belauscht. Zu mir trat dann der ältere Rosenstrauß und flüsterte mir zu: 'Das sind Juden, ungetaufte Juden!

Nennen Sie die glaubenstreu? / `Ach, mein Herr´, entgegnete ich, `das ist ein trauriges Thema, das sich leider uns jetzt alltäglich aufdrängt´ [...].“⁶¹



Die Ruine Trimburg, 2011 © Foto: Dr. Joachim Hahn

⁶¹ Der Israelit, 19.8.1868



Die Ruine Trimburg, 2011 © Foto: Dr. Joachim Hahn



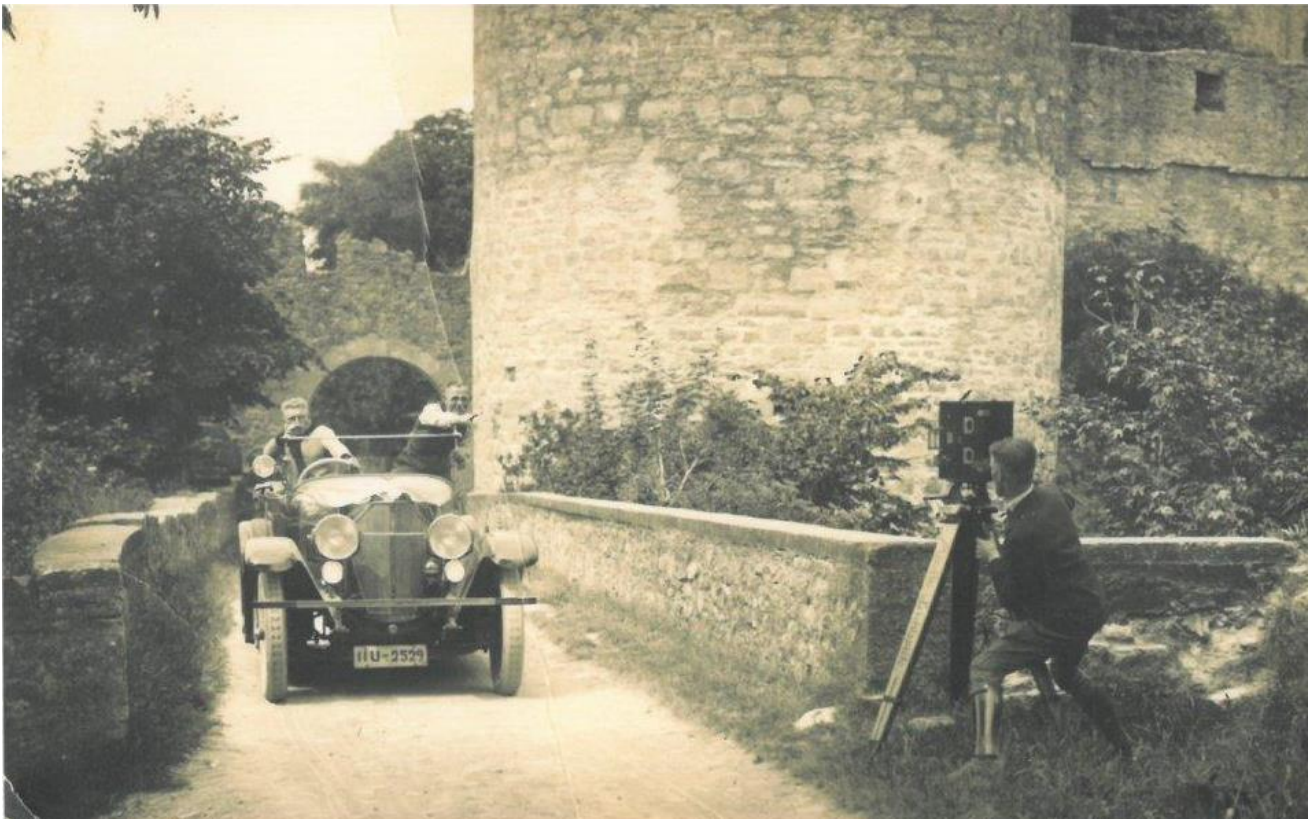
Lufaufnahme der Ruine Trimburg © Freunde der Trimburg e.V.



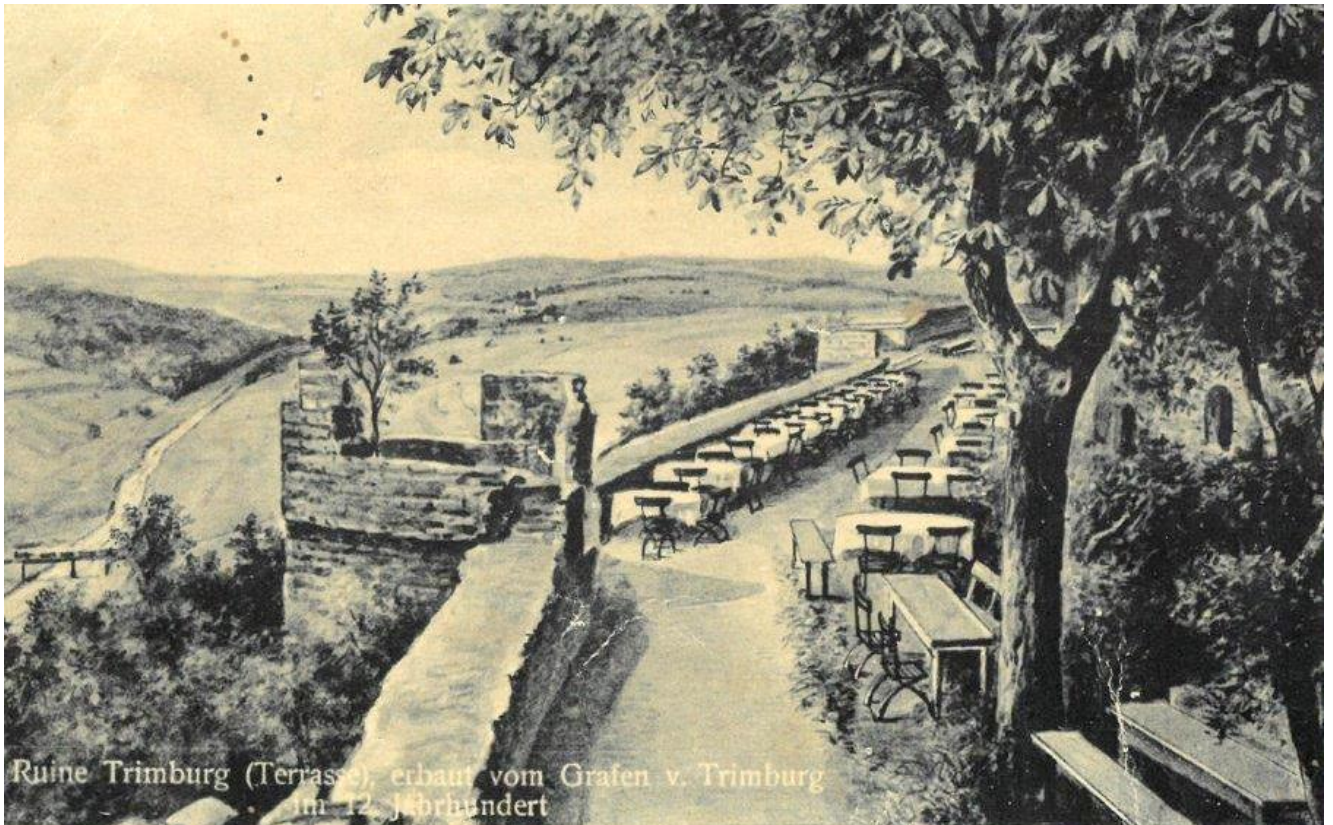
Ruine Trimburg, um 1845 © Freunde der Trimburg e.V.



Lufaufnahmen der Ruine Trimburg © Freunde der Trimburg e.V.



Filmaufnahmen auf der Trimburg © Freunde der Trimburg e.V.



Gaststätte auf der Trimburg © Freunde der Trimburg e.V.

In der Unterhaltung des Autors mit Vater und Sohn Rosenstrauß wird eines der zentralen jüdischen Fragen der Zeit angesprochen: Sollen sich Juden bis zur Unkenntlichkeit assimilieren oder an den überkommenen Traditionen festhalten? Der mittelalterliche Spruchdichter Süßkind von Trimberg wird dabei für den Autor zum positiven Beispiel, wie sich ein echter Jude zu verhalten hat. Ähnlich sieht es der Autor des Artikels über Süßkind und die Trimburg in den „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ über drei Jahrzehnte später. Im Zentrum seines am 31. August 1900 erschienenen Textes steht Süßkinds harsche Absage an die höfische Welt, der er angehören wollte, von der er aber letztlich aufgrund seiner jüdischen Herkunft zurückgewiesen wurde. Stolz kehrt er ihr daraufhin den Rücken und nimmt selbstbewusst seine Rolle als Jude an. In Süßkinds Scheitern in der mittelalterlichen höfischen Gesellschaft spiegelt sich für den Autor der „Allgemeinen Zeitung“ das Scheitern der assimilierten Juden seiner Zeit wider. Und so erhebt er wie sein Kollege 32 Jahre vor ihm Süßkind zum Vorbild für seine jüdischen Zeitgenossen, wünscht er sich doch, „daß viele seiner Nachfolger unter unseren Glaubensgenossen den demütigen Stolz dieses einzigen jüdischen Minnesängers besäßen“: „Kissingen, Anfang August (1900). Waren Sie schon in Trimberg? Diese Frage habe ich sehr oft an meine Freunde in Kissingen gerichtet, aber ich muss zu meiner eigenen Schande gestehen, daß selbst solche, die mir kurz vorher über meine Vorträge in unseren Literaturvereinen viel Freundliches gesagt haben, von unserem einzigen jüdischen Minnesänger Süßkind von Trimberg so gut wie gar nichts gewusst haben. O ja, das verehrte Publikum sorgt schon dafür, dass wir nicht hochmütig werden und dass die Bäume unseres sogenannten Ruhmes nicht in den Himmel wachsen! Daß ich selbst es mir natürlich nicht habe entgehen lassen, die Heimat Süßkinds von Trimberg aufzusuchen, über den ich schon so viel gesagt und geschrieben, werden die geneigten Leser, die auch meinen diesmaligen Wanderungen zu folgen die Geduld haben, gewiß als selbstverständlich annehmen. Ich fand auch Begleiter für meine Partie: einen wackeren Berliner Freund, der für alles, was Juden und Judentums angeht, ein warmes Herz hat, und eine liebenswürdige Frankfurter Familie, der man dasselbe nachrühmen kann. An einem der heißesten Sonntage dieses Jahres machten wir den Besuch auf der Trimburg, die man etwa in anderthalb Stunden zu

Wagen von Kissingen aus erreicht. / Der Anblick der Burg ist ein überraschender. Weit hinaus ragt das Gemäuer der prachtvoll erhaltenen Ruine Trimbürg über das malerisch zu ihren Füßen gelegene Dorf. Die Burg liegt auf einem Berge, welcher sich frei und steil aus einem anmutigen und fruchtbaren Tale erhebt. Hier hat einst das mächtige Geschlecht der Trimberger gehaust, von dem die Geschichte des Landes viel zu singen und zu sagen weiß. Mit einem kleinen Vorrat von Phantasie kann man sich sogar das Schloss wieder aufbauen, denn der Freihof, die linke Mauer, die Tore des inneren Burghofs, der Gewahrsam und einige Türme und Zugbrücken sind noch recht gut erhalten. Die Burg muß sehr alt sein, denn nach einer Urkunde vom Jahre 1290 war sie schon damals, wie ein Reiseführer sagt, `ruinös´ und wurde von einem reichen Dompropst wieder hergestellt. dasselbe war der Fall nach dem Bauernkrieg, wo Bischof Julius von Würzburg `das Schloss fast neu gebaut´ hat. Später geriet das stolze Schloß wieder in Verfall, und erst in neuerer Zeit hat die Badeverwaltung von Kissingen die Ruine wieder in guten Stand setzen lassen, in der sicheren Voraussetzung, daß die Trimbürg dann häufig von Kurgästen besucht werden würde. Der Blick von dem sogenannten Fähnleinsturm in die Weite über Städte, Dörfer, Wiesen, Rebgelände und Höhenzüge ist ein wahrhaft überwältigender. Auch kann man, steigt man auf der bequemen Treppe in den Rittersaal wieder hinab (falls nicht zu viel Kissinger Kurgäste da sind!) sich gar wohl in die Zeit versetzen, wo hier eine Schar wackerer Minnesänger zum Turnier vor dem stolzen Schlossherrn Konrad I. und seiner edlen Gemahlin erschienen sind. / Und unter diesen soll nun unser armer Süßkind von Trimbürg gewesen sein! Der Gedanke, der an sich schon seltsam genug ist, erscheint einem hier angesichts der mächtigen Burgruine immer seltsamer. Und doch ist es so. Wahrscheinlich hatte er hier und an anderen Ritterhöfen seine Kunst verwertet, dann aber, vielleicht erst im Alter, die Erfahrung gemacht, die bisher keinem seiner Nachfolger erspart geblieben; nur dass er mehr Stolz besaß wie Viele von diesen. Er ließ sich wieder einen langen Bart wachsen, und in dem weiten Mantel und dem trichterförmigen Judenhut zog er von dannen, um denen nicht mehr sein Lied zu singen, `die seines Sangs nicht wert´. Wollte Gott, dass viele seiner Nachfolger unter unseren Glaubensgenossen den demütigen Stolz dieses einzigen jüdischen Minnesängers besäßen. / Es ist

begreiflich, dass das Dorf Trimberg, welches eigentlich nur aus einer einzigen großen Gasse besteht, nach der Besichtigung der Ruine unser besonderes Interesse in Anspruch nahm. Mein Reiseführer berichtet darüber: `Hier wurde der berühmte Minnesänger Süßkind, der Jude von Trimberg, der wohl von 1218 bis 1225 am Hospital zu St. Egid und Dietrich in Würzburg als Arzt tätig war, geboren und wird sein Geburtshaus im Dorfe gezeigt.´ Die große Zuversicht, mit der diese Angaben gemacht werden, ist anzuerkennen; aber leider sind sie doch auf Sand gebaut. Aus den wenigen Urkunden, die noch erhalten sind, lässt nicht nichts mit Sicherheit feststellen, als daß Süßkind in Trimberg gelebt hat. Feste Ergebnisse über die Verhältnisse seines Lebens hat bis jetzt niemand zutage gefördert. Nur sein Judentum haben ihm weder die Germanisten noch die Historiker streitig machen können; an Versuchen dazu hat es wahrhaftig nicht gefehlt! Ja, selbst die, welche sein Judentum anerkennen, stellen es in Abrede, dass sich in den wenigen Dichtungen, die uns von ihm erhalten sind, Spuren jüdischen Geistes fänden. Und doch sollte darüber eigentlich nur der urteilen, der selbst, wenn auch nur einen Hauch, von dem Wehen dieses jüdischen Geistes in sich verspürt hat. / Mit dieser literarhistorischen Vorlesung, die ich meinen Reisegegnossen halten musste, gelangten wir an das Haus Nr. 52 zum Schuhmacher Zoll, vor dem schon im Sommer 1893 zwei Touristen, ein hervorragender jüdischer Schriftsteller und ein gelehrter Literaturhistoriker standen, um dort festzustellen, ob noch eine Kunde von dem jüdischen Minnesänger in seiner Heimat fortlebt. Damals war es ihnen schwer etwas zu erfahren; heute zeigt schon jedes Kind im Dorfe auf das Haus. Es ist inzwischen zu Ansehen gelangt; denn es ist ja am Ende die einzige Merkwürdigkeit in dem kleinen Dorfe. Das Haus hat Richard M. Meyer, der eine von den beiden, seinerzeit in unserem Blatte ausführlich beschrieben (Jahrgang 1896 S. 356). Was der junge Zoll damals nur als schüchterne Vermutung hinstellte, das verkündete er uns jetzt nach sieben Jahren mit der Sicherheit eines alten Schlosskastellans, der den Besuchern an jedem Tag hundert Mal die seiner Obhut unterstellten Merkwürdigkeiten in der alten, wohl einstudierten Litanei vordeklamiert. `Ja, hier hat der Dichter Süßkind gewohnt, in diesem Hause, in diesem Zimmer, vor vielen hundert Jahren.´ So weiß es durch `Erbsage´ usw. / Die Befürchtung, die die beiden Wanderer da-

mals hegten, ist eingetroffen. Man hat in den armen Schuster hineininterpretiert, was man von ihm hören wollte. Nur eine Variante kann ich als gewissenhafter Literaturhistoriker nicht verschweigen. Während der junge Zoll seinen damaligen Besuchern verkündete: `Ja, hier hat der Jüd gewohnt`, sagte er uns, ohne daß wir bis dahin etwas davon erwähnt hatten: `Manche haben gesagt, dass er ein Jüd gewesen, es ist aber nicht wahr`. Dieser Schlußsatz weist übrigens mit Sicherheit darauf hin, daß die Strömungen des Tages auch bis nach dem weltfernen Trimberg gedrungen sind. / Selbstverständlich haben wir dem Manne seinen guten Glauben nicht genommen, aber wenn die `Erbsage` sich so weiter entwickelt, wird Süßkind von Trimberg am Ende in dem fränkischen Dörfchen noch zu einem katholischen Heiligen gemacht werden. / Der alte Zoll ist schon tot, und der junge wusste nichts mehr von der Geschichte, der der alte den beiden Besuchern auf ihrer Forschungsfahrt im Sommer 1893 erzählte, daß Süßkind es mit denen auf der Burg oben gehalten habe, daß er ihr `Schmuser`, ihr `Beiläufer` gewesen sei, daß es ihm im Alter schlecht ergangen, weil seine Kinder von ihm fortgelaufen und er nicht mehr viel gehabt habe. Ob der `Schmuser` eine literarhistorische Legende und `schmusen` vielleicht so viel wie erzählen oder plaudern bedeutet, sodass eine Spur immerhin auf den Dichter zurückweise, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, dass der letzte Teil der Tradition buchstäblich auf Wahrheit beruht, denn Süßkind war wirklich ein armer Mann. Er klagt in einem seiner Lieder mit bitterer Satire darüber, dass Hebeauf und Findenichts ihm schweres Leid antäten, dass Herr Roth von Darbian nicht von ihm weiche, und dass Herr Dünnehaben in seinem Hause eine unumschränkte Herrschaft ausübe. Man sieht, auch hierin war Süßkind von Trimberg der Ahne aller jüdischen Dichter, die nach ihm kamen. G.K.“⁶²

Auch beim Autor der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ wird der mittelalterliche Dichter Süßkind um die Jahrhundertwende zur Projektionsfläche seiner eigenen aktuellen Gesellschafts- und Zeitkritik. Hinter der ironisch-sarkastischen Bemerkung, dass Süßkind wohl bald von der nichtjüdischen Gesellschaft „zu einem katholischen Heiligen“ gemacht werde, ist unschwer die bittere Erfahrung mit dem Antisemitismus der Jahrhundertwende zu erkennen,

⁶² Allgemeinen Zeitung des Judentums, 31.8.1900

der es nicht zulassen konnte, dass Juden im Stande waren, etwas Bedeutendes zu leisten. Im armen jüdischen Dichter Süßkind, der von der nichtjüdischen Umwelt letztlich ausgegrenzt und nicht akzeptiert wurde, sah der Autor das Schicksal der späteren jüdischen Generationen vorweggenommen. Die einzige Konsequenz aus dieser leidvollen Erfahrung, an der sich auch nach Jahrhunderten nichts geändert hatte, bestand für den Autor wohl in einem stolzen Bekenntnis zum Judentum und in einer klaren Absage an jede letztlich zum Scheitern verurteilte Bemühung um Assimilation.



Historische Ansichtskarte der Trimburg © Freunde der Trimburg e.V.

Ähnlich sieht dies auch Max Serog in seinem Süßkind-Artikel in der „CV-Zeitung“ vom 12. März 1936: „Die Gedichte Suezkints zeigen sprachliche Gewandtheit und Beherrschung der dichterischen Form, wie sie ihn Metrik und Reim damals üblich war. Aber nichts Wesenhaft-Eigenes blitzt auf. Ein schöpferischer ist Suezkint nicht. Doch wie man ihn dichterisch auch werten mag, seine literaturgeschichtliche Bedeutung bleibt eine besondere. Denn er ist der erste Jude, der in deutscher Sprache gedichtet hat und ist jahrhundertlang

auch der einzige geblieben. / Seltsam Gegenwartsnah steigt der blasse Schatten des jüdischen Minnesängers aus seinen Gedichten auf. Schmerzlich-vertrautes Schicksal wird in ihm lebendig. Die Zeiten haben sich während seines Lebens für die Juden geändert. Aus Wohlhabenheit und anerkanntem künstlerischen Wirken ist der jüdische Sänger in Armut und Elend gesunken. Aber der Mann, der, schon bejahrt, ziellos im Lande umherzieht und nicht weiß, womit er den Hunger seiner Kinder stillen soll, hat Schlimmeres erlebt als wirtschaftlichen Niedergang. Die Welt um ihn, in der er und für die er gelebt, der er sich zugehörig im Singen und Sagen gefühlt hatte, stößt ihn als Juden aus, will ihn auch künstlerisch nicht mehr gelten lassen. Aber aus tiefem Leid herber Enttäuschung erwächst sein schönstes Gedicht. Der formgewandte Anempfänger, der sonst nur, gleich den andern, den wahren Adel oder das reine Weib besingt, wächst über sich selbst hinaus zum echten Dichter, da ihm ein Gott zu sagen gibt, was er leidet. Suezkint von Trimberg singt sein letztes Lied. Schlicht und ergreifend nimmt er Abschied von seinem Leben und Wirken als von einer großen Illusion: Ich var uf der toren vart mit miner Kunste z'ware. (Wahrlich, in bin der Toren Fahrt Mit meiner Kunst gefahren.) / Sein Traum von einem völligen Aufgehen in der Kultur seiner Umwelt ist ausge-träumt. Auch im Einzelschicksal Suezkints von Trimberg hat sich damit der Kreis vollendet über die volle Angleichung an die Umwelt zurück zur jüdischen Bewusstheit, jener Kreis, in dem seit Jahrtausenden wie in ewigem Rhythmus der Pendelschlag der jüdischen Geschichte schwingt.“⁶³

Auch bei Serog dient Süßkind als Identifikationsfigur und Vorbild für die Juden seiner Zeit: Bereits der mittelalterliche Dichter musste das Scheitern seiner Assimilations- und Emanzipationsbestrebungen schmerzlich erfahren. Der Traum vom „völligen Aufgehen in der Kultur seiner Umwelt“ erwies sich für Süßkind wie für die Juden in der NS-Zeit letztlich nur als Illusion. Es gilt daher, sich wie Süßkind der ernüchternden Wirklichkeit zu stellen und zur „jüdischen Bewusstheit“, zur eigenen jüdischen Identität, zurückzukehren. So liest sich der Lobpreis auf den mittelalterlichen Spruchdichter wie ein Schwanengesang auf die Idee der Emanzipation der Juden, die in der Aufklärung geboren wurde. Es erstaunt zunächst, eine solche Aussage ausgerechnet in der Zeit-

⁶³ Serog, Max: Suezkint von Trimberg. Artikel in der „CV-Zeitung“ (Zeitschrift des „Central-Vereins“) vom 12.3.1936:

schrift des „Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ zu finden, hatte dieser sich doch seit seinem Bestehen gerade für eine Symbiose von deutscher und jüdischer Kultur eingesetzt. Dass die Redaktion der CV-Zeitung Serogs Text abdruckte, macht bewusst, wie desillusioniert inzwischen selbst die Anhänger einer Integration der jüdischen Bevölkerung in die nicht-jüdische deutsche Gesellschaft waren.

Serog bezog sich in seinem Artikel auf das wohl berühmteste Gedicht Süßkinds: die zweite Strophe des fünften Tons (V, 2), der in der berühmten Manessischen Liederhandschrift überliefert wurde: „Ich var ûf der tôren vart / mit mîner künste zwâre, / daz mir die herren nicht went geben. / des ich ir hof wil fliehen / und wil mir einen langen bart / lân wachsen grîser hâre: / ich wil in alter juden leben / mich hinnân fürwert ziehen. / mîn mantel der sol wesen lanc, / tief under einem huote, / dêmüeteclich sol sîn mîn ganc / und selten mê ich singe in hovelîchen sanc, / sîd mich die herren scheiden von ir guote.“⁶⁴

Die Schilderungen eines Lebens in Armut am Rande der Gesellschaft gipfeln hier im Eingeständnis des Dichters, mit seinem Versuch, als Jude in der höfischen Gesellschaft Fuß zu fassen, gescheitert zu sein: „Ach, wie ein Narr war ich auf Fahrt, / Mit meiner Kunst für Jahre. / Auf sie will keiner mehr was geben, / Ich werd dem Hof entfliehen. / Bald trag ich einen langen Bart, / Schon sprießen mir die Haare. / Ich wird‘ nach alter Väter Sitte leben / Und durch die Lande ziehen. / Mein Mantel weht schon weit und lang / Tief unter meinem Hut. / Und voller Demut ist mein Gang, / Nie wieder singe ich des Hofes Sang. / Gehabt euch wohl! Er macht sich fort, der Jud.“⁶⁵

Hinter diesen bewegenden Versen dürften in der Tat konkrete historische Erfahrungen des Autors gestanden haben.⁶⁶ Über seine Herkunft, seine Familie, seine Jugend und seine Ausbildung geben die zeitgenössischen Quellen leider keine Auskunft. Sicher ist, dass er in Trimberg bei Hammelburg (vielleicht um 1230) zur Welt kam, dass er als fahrender Sänger unterwegs war, vermutlich

⁶⁴ Webseite von Dr. Lothar Jahn: Minnesang: <http://www.minnesang.com/suesskind-von-trimberg.html>, 12.8.2021

⁶⁵ Süßkind von Trimberg: Spruch V 2. Nachdichtung von Dr. Lothar Jahn

⁶⁶ Vgl. dazu Literaturportal Bayern: Art. Süßkind von Trimberg. <https://www.literaturportal-bayern.de/autorinnen-autoren?task=lpbauthor.default&pnd=118757725>, 12.8.2021; Roethe, Gustav: Süßkind von Trimberg. In: Allgemeine Deutsche Biographie 37 (1894), S. 334-336 [Online-Version]: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118757725.html#adbcontent>, 12.8.2021; Weigand, Rudolf Kilian: Süßkind von Trimberg. In: Neue Deutsche Biographie 25 (2013), S. 681-682 [Online-Version]: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118757725.html#ndbcontent>, 12.8.2021; Webseite von Dr. Lothar Jahn: Minnesang: <http://www.minnesang.com/suesskind-von-trimberg.html>, 12.8.2021

verheiratet war und Kinder hatte. Unklar ist hingegen, ob er mit dem Arzt Süßkind identisch ist, der um 1218 ein Grundstück in der Nähe des Dietrichspitals in Würzburg erwarb, wo er einige Jahre als Mediziner tätig war. Unklar ist auch, ob er - wie von Paul Arnsberg vermutet - um 1300 im hessischen Schlüchtern gestorben ist. Arnsberg stützt sich bei seiner Annahme auf die Erwähnung eines Süßkind im Memorbuch von Schlüchtern, das der jüdischen Toten des Ortes gedenkt. Die Große Heidelberger Liederhandschrift zeigt ihn mit spitzem Judenhut und krausem Bart, allerdings nicht als armen Fahrenden, wie er sich selbst in seinen Sprüchen beschrieb, sondern in einem pelzgefütterten blauen Mantel mit Pelzkragen durchaus vornehm gekleidet. Sein Gegenüber trägt zwar den gleichen Pelzkragen wie er, ist aber durch Thron und goldenen Krummstab als Vertreter der geistlichen Gewalt ausgewiesen und so über ihn gestellt. Die Forschung identifiziert Süßkinds Gesprächspartner mal als Bischof mal als hochrangigen Beamten am bischöflichen Hof, mal verortet sie das Gespräch der beiden in Konstanz, mal in Köln, Würzburg oder Fulda. Auch die Art des Gesprächs wird unterschiedlich als geistlicher Disput, als gerichtliche Auseinandersetzung oder dichterischer Vortrag gedeutet. Das überlieferte Werk Süßkinds, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und eventuell zu Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden ist, ist mit 12 lyrischen Spruchstrophen in sechs verschiedenen Tönen äußerst überschaubar und begrenzt. In seinen Gedichten setzt er sich – abgesehen von der einzigartigen Judenstrophe – mit den damals gängigen Themen der Spruchdichtung auseinander: der rechte Umgang mit irdischem Besitz, Tugend, Seelenheil, Gedankenfreiheit und das Lob der keuschen Frau. Die Gestalt des jüdischen Dichters regte Josef Kastein (1934) und Friedrich Torberg (1972) zu fiktiven Romanbiografien an. Dr. Lothar Jahn lobt dabei vor allem Torbergs Süßkindroman: „Die vielfältigen Anfechtungen und Gefahren, denen ein fahrender Sänger allgemein und ein jüdischer fahrender Sänger im Besonderen ausgesetzt waren, werden hier auf lebendige Art geschildert. Ein sprachgewaltiges Buch von großer Klarheit und Einfühlungsvermögen in die Epoche.“⁶⁷

⁶⁷ Webseite von Dr. Lothar Jahn: Minnesang: <http://www.minnesang.com/suesskind-von-trimberg.html>, 12.8.2021

Süßkind der Jude von Trimberg. C.

299



Süßkind, der Jude von Trimberg, Große Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse), Cod. Pal. germ. 848, Zürich, ca. 1300-40 © Universitätsbibliothek Heidelberg

Doch kehren wir in die Zeit des Kaiserreichs zurück. Auf die Vorzüge, die Bad Kissingen jüdischen Kurgästen um die Jahrhundertwende zu bieten hatte, kam „Der Israelit“ am 9. April 1903 zu sprechen: „Ganz natürlich ist es [...], dass unser Ort zu den beliebtesten Badeplätzen Deutschlands gehört, welcher auch von einem zahlreichen, jüdischen Publikum gerne aufgesucht wird. Die Frequenz ist demgemäss in den letzten Jahren bedeutend gestiegen. Unter den blühenden Bäumen des Kurparks kann man den Minenspekulant aus London neben dem Hopfenhändler aus Nürnberg, den Holzhändler aus Russland neben dem Frankfurter Börsenmann antreffen. Was diese mannigfachen Gäste aus allen Teilen Europas hierher zieht, ist neben dem bekannten Renommee der Heilquellen, auch das der beiden vorzüglichen, jüdischen Restaurants. Denn unter Leitung des Herrn Rabbiner Dr. [Seckel] Bamberger, der kürzlich erst hierher kam, und sich als würdiger Sohn seines berühmten Vaters erwiesen hat, florieren alle Institutionen der jüdischen Gemeinde, und nicht zum wenigsten die koscheren Hotel-Restaurants. Unter ihnen verdient, selbst auf die Gefahr hin, dass man den Schreiber dieser Zeilen der Geschäftsreklame im redaktionellen Teile dieser Blätter bezichtigt, besonders hervorgehoben zu werden 'Hotel und Pension Herzfeld'. Schon durch seine vorteilhafte und vornehme Lage in der Maxstraße und Salinenpromenade, unweit der neuen Synagoge, zeichnet es sich vor den anderen aus. Das Hotel, welches der Neuzeit entsprechend eingerichtet ist, ist verbunden mit einem großen, erstklassigen Restaurant. Der Speisesaal mit anschließender Terrasse liegt inmitten eines hübschen Gartens und ist die Verköstigung und Bedienung eine tadellose, so dass den verwöhntesten Ansprüchen Rechnung getragen wird. Selbstverständlich wird alles 'streng koscher' geführt und ist es nicht nur gestattet, sondern sogar erwünscht, Einsicht in den Betrieb zu nehmen, um sich jederzeit betreffs Kaschrut [der Einhaltung der religiösen Speisegebote] zu überzeugen. Das Hotel ist das ganze Jahr über geöffnet und werden Kurgäste und Reisende auf das beste bewirtet. Wie man nun aus all dem Angeführten leicht ersehen kann, ist hier reichlich für die Bequemlichkeit und die religiösen Bedürfnisse eines frommen Juden gesorgt, und der Aufenthalt in Kissingen ist jedem unserer Glaubensbrüder wärmstens zu empfehlen.“⁶⁸

⁶⁸ Der Israelit, 9.4.1903. Auf den Artikel hat mich freundlicherweise Rudolf Walter aufmerksam gemacht.

Seine Eloge auf Bad Kissingen setzte der „Israelit“ einige Monate später am 7. September 1903 fort: „Die Saison hat ihren Höhepunkt erreicht, bis jetzt zeigt die Liste 23.000 und rechnet man auf die stattliche Zahl von 24.000 Badegästen bis Ende dieses Monats. Durch Neueinrichtung kann sowohl Brunnen getrunken und auch im Aktienbad bis 1. November gebadet werden; die Herbsttage sind hier im Saalegrund herrlich, an Privatlogis fehlt es nicht, auch für ganze Familien, für gute Restaurants - streng koscher, im Hotel Herzfeld, Hotel Ehrenreich und Restaurant Hamburger - ist bestens gesorgt. Delikatessen und Kolonialwaren bietet Herr Seligmann, für Weine und Spirituosen die strengreligiöse Weinhandlung Wittekind am Kurgarten, welche Original-Weine von Bondi-Mainz und noch Original-Weine der Palästina-Gesellschaft in Berlin führt. Während der hohen Feiertage findet in der Neuen Synagoge nach altem Ritus Festgottesdienst statt, an Herren- und Damenplätzen ist kein Mangel, sodass man ruhig die Kur fortsetzen kann. Die Verhältnisse der Gemeinde sind übrigens jetzt die besten, Eintracht und Friede ist nach zweijährigem Kampfe eingezogen.“⁶⁹

Die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ feierte Bad Kissingen am 26. Juli 1912 als ausgesprochenes „Rabbinerbad“: „Auf der Promenade lustwandeln an jedem Morgen zum mindesten ein halbes Dutzend von Rabbinern, aus allen Teilen des Deutschen Reiches herbeigeströmt. Sie schlürfen bedächtig den Rakoczy aus ihren Bechern und leeren sie bis zur Neige. Unter ihnen befindet sich auch ein Vertreter des Berliner Rabbinats, Dr. L. Blumenthal, der stets mit seiner anmutigen Gattin und seinem hoffnungsvollen Sohne erscheint und seine vielen Getreuen aus Berlin um sich versammelt. Es ist doch erfreulich, zu sehen, wie die Beliebtheit in seinem Wirkungskreise den Rabbiner am Badeorte gewissermaßen zum Mittelpunkt der Gesellschaft macht, und wie so viele sich freuen, dem hervorragenden Kanzelredner auch einmal nähertreten zu können. Das zeigt sich am besten bei dem regelmäßigen Besucher Kissingens, dem Rabbiner Professor Dr. Emil Hirsch aus Chicago, dem geistreichsten und tüchtigsten Prediger, der aus der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin hervorgegangen ist, und der mit seiner Gattin hier weilt. Mit Stolz und Bewunderung blicken besonders die liberalen Juden auf ihn, der

⁶⁹ Der Israelit, 7.9.1903

eine Zierde des Rabbinerstandes bildet, und der durch die Macht seiner Beredsamkeit die Männer und Frauen seiner Gemeinde hinreißt und begeistert.“⁷⁰ Auch wenn die Badeberichte im „Israelit“ ein überwiegend ungetrübtes Bild vom jüdischen Leben im Bad Kissingen der Kaiserzeit zeichnen, so blieb die Kurstadt doch nicht ganz von Antisemitismus verschont. Die Wirtschaftskrise der 70-er Jahre, der Kulturkampf und der Niedergang des Liberalismus sowie ein aggressiver völkischer Nationalismus ließen gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine neue **Welle der Judenfeindlichkeit** in ganz Deutschland aufkommen. Sie galt den Juden als exponierten Vertretern der modernen Gesellschaft, deren Ausbildung gleichzeitig mit der Emanzipation der Juden verlaufen war. In dem vom internationalen Badebetrieb geprägten Bad Kissingen konnte sich dieser aggressive völkische Antisemitismus nur sehr begrenzt festsetzen.



Kurgarten in Bad Kissingen, 1900 © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung

⁷⁰ Allgemeine Zeitung des Judentums, 26.7.1912



STERN BROTHERS

32, 34, & 36 West 23d St.,
AND
23 West 22d Street,
NEW YORK.

STERN BROTHERS

Beg to call the attention of their patrons and ladies residing out of the City to the great inducements they will be prepared to offer this season in their new establishment. Possessing the greatest facilities, both in the American and European markets, they will be enabled to display the choicest and finest class of goods at unusually low prices. Special attention is directed to their assortments of **Paris and their own make Ladies' Costumes, Walking Dresses, Mantles, and Wraps.** Their **Dress-making Department**, under the personal supervision of a member of the firm, can be relied upon to give the utmost satisfaction. The largest and most complete assortments of **Ladies' Undergarments, Infants' Wear, French Lingerie, French Coutille and Woven Corsets**, in which articles they lead any house in the United States. Their numerous patrons residing out of the City can bear testimony to the promptness in filling their orders, and the quality of each article sent.



In their Departments of **Plain and Fancy Dress Silks, Satins, and Velvet, European and American Dress Goods**, they are now in position to offer the most complete and choicest selections at very low prices. At all seasons of the year large assortments of **Millinery Goods, Ribbons, Hats, Trimmings, Laces, Made-up Lace Goods, Embroideries, Gents' Furnishing Goods, Hosiery, Gloves, Fine White Goods, House-keeping Goods, Handkerchiefs, Parasols and Umbrellas, Jewelry, Fans, Leather Articles, Stationery, Worsted, Worsted and Silk Embroideries, Notions, Toilet Articles and Perfumeries, Curtains, Upholstering Goods, Todies, &c.**, all of which will be sold at lower prices than any other house in America. Ladies residing at a distance by consulting their Catalogue, can purchase as advantageously as those living in New York City. A single trial will prove the above assertion.

Catalogue for Spring and Summer will be ready on or about April 10th. Mailed free upon application.
Immediate and prompt attention to all orders and inquiries.

STERN BROTHERS' NEW ESTABLISHMENT,

New York City - Stores - 1970s

N.Y. PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN
PICTURE COLLECTION

Einer der Fälle, in denen er sich in aller Öffentlichkeit manifestieren sollte, war die **Louis-Stern-Affäre**, die die deutsch-amerikanischen Beziehungen eine Zeit lang ernsthaft belasten sollte.⁷¹ Louis Stern (1847-1922) war ein bedeutender jüdisch-deutsch-amerikanischer Geschäftsmann und Politiker. Geboren wurde er 1847 als Sohn des Juweliers **Meyer Abraham Stern** (1812-70)⁷² und seiner aus Melsungen stammenden Ehefrau **Sophia Rosenstock** (1821-80)⁷³ im hessischen Ziegenhain. Er hatte noch zwölf Geschwister, von denen einige aber bereits sehr früh starben: Hirsch (*1840), Abraham (1841-42), Isaac (1844-1910), Baer (*1845), Leib (*1847), Liene (*1849), Hannchen (*1851), Jacob (1853-55), Benjamain (1857-1933), Bernhard (1846-88), Caroline (1859-1915) und Mollie (1865-1914). 1853 wanderte er mit sechs Jahren zusammen mit seinen Eltern und einigen Geschwistern nach Amerika aus. Meyer Abraham gründete in Albany (New York) ein Schmuck- und Uhrmachergeschäft, in dem seine Söhne Isaac, Bernhard und Benjamin ihre kaufmännische Ausbildung absolvierten. **Louis Stern** ging hingegen auf Wunsch des Vaters nach Abschluss der High School nach Petersburg in West Virginia, um dort eine Kaufmannslehre zu machen. Mit gerade einmal 20 Jahren gründete er dann zusammen mit seinem Bruder Isaac 1867 ein kleines Geschäft an der Sixth Avenue in Manhattan, das den Namen „Stern Brother’s“ erhielt. Das Geschäft ging so gut, dass Louis und Isaac Stern bereits nach einem Jahr weitere Stockwerke anmieten mussten. Auch die beiden anderen Stern-Brüder beteiligten sich schließlich an der Firma. Nach dem Tod Isaacs im Jahre 1910 übernahm Louis die Leitung des Geschäfts, das 1913 in die 42te Straße verlegt wurde und sich zu einem erfolgreichen Großkaufhaus entwickelte, das unter dem Namen „Stern’s“ weit über New York hinaus bekannt wurde. Die Sterns residierten in einem verschwenderisch ausgestatteten Herrenhaus in der Fifth Avenue gegenüber dem Central Park, das sie von ihrem Lieblingsarchitekten William Schickel 1885 für eine Millionen Dollar im Stil des Historismus bau-

⁷¹ Vgl. Wikipedia-Artikel: Luis Stern: http://de.wikipedia.org/wiki/Louis_Stern, 4.6.2012; Künzl, Thomas, Eklat im Kursaal: Die Affaire Louis Stern. In: Main-Post (Ausgabe Bad Kissingen), 9.7.2009; Johanna Lutteroth: Kaiserreich-Posse: Eklat im Kursaal. In: einestages. 14. Januar 2012, zitiert nach: http://einestages.spiegel.de/static/entry/eklat_im_kursaal/95692/louis_stern.html, 8.10.2012; <http://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/land-und-leute/louis-stern-affaere100.html>, 8.10.2012

⁷² Die genealogischen Angaben zur Familie Stern beruhen auf der Datenbank Genicom: Art. Meyer. Abraham Stern. In: <https://www.geni.com/people/Maier-Meyer-Stern/6000000007835391441>, 10.10.2020. Der Wikipedia-Artikel über Louis Stern nennt 1880 als Todesjahr von Meyer Abraham Stern.

⁷³ Dem Wikipedia-Artikel über Louis Stern wurde Sophia Stern 1822 geboren und verlor 1880 ihren Mann.

en ließen. Auch privat fand Louis Stern sein Glück: Aus der 1879 in Deutschland geschlossenen Ehe mit der Frankfurterin **Lisette Strupp** (1858-1905) gingen die fünf Kinder Louis jr. (*1880), Irma (1883-1922), Irving (*1886), Beatrice (1899-1949) und Melville (+1938) hervor. Für Aufsehen sorgte 1907 die Heirat von Irma mit dem katholischen Baron Leo de Graffenried: Der Rabbiner der Emanu-El Synagoge nannte die Hochzeit mit einem Nichtjuden „eine Bedrohung für die Juden“. Tagesgespräch war auch das Autorennen, das sich Mitte Februar 1902 der damals 22-jährige Melville A. Stern und sein 19-jähriger Freund Charles L. Lawrence auf der Jerome Avenue in der Bronx lieferten. Die jungen Männer wurden verhaftet, konnten aber nach einiger Zeit die Arrestzelle in der High Bridge Station wieder verlassen. Louis Stern, der Präsident des jüdischen Waisenhauses und Mitglied des Metropolitan Museum of Art, des American Museums of National History und der American Geographical Society war, besaß anders als sein Sohn weit über New York hinaus großes Ansehen. Seine Frau Lisette Stern starb Ende November 1905 in ihrer Geburtsstadt Frankfurt am Main während eines Heimaturlaubs mit erst 47 Jahren. Er selbst überlebte sie um 17 Jahre: Anfang Juni 1922 brach er nach einer Herzoperation mit seiner Tochter Beatrice zu einer ausgedehnten Euro-pareise auf, auf der er am 21. Juni 1922 in Paris mit 75 Jahren an einem Herzinfarkt starb. Sein Leichnam wurde nach New York überführt und dort in der Familiengruft beigesetzt. Stern, der sich politisch in der Republikanischen Partei betätigte, machte sich als Wohltäter und Philanthrop einen Namen. In Frankreich wurde er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.⁷⁴

Im Juli 1895 traf Louis Stern zusammen mit seiner Frau Lisette und seinem fünfzehnjährigen Sohn Louis jr.⁷⁵ in Bad Kissingen zur Kur ein. Gemeinsam nahmen sie am 11. Juli 1895 an einer geselligen Abendveranstaltung im Kur-saal teil. Anschaulich beschreibt Johanna Lutteroth den Vorfall in ihrem Artikel für „Spiegel Online“: „Es sollte ein fröhlicher Tanzabend werden in dem Ort, den die Reichen und Schönen liebten. Alles, was Rang und Namen hatte, traf sich im Sommer in dem kleinen bayerischen Kurort. Reichskanzler Fürst

⁷⁴ Vgl. Wikipedia-Artikel Louis Stern. In: https://de.wikipedia.org/wiki/Louis_Stern, 11.10.2020; <http://daytoninmanhattan.blogspot.com/2014/04/the-lost-louis-stern-mansion-no-993.html>, 24.10.2020

⁷⁵ Der Name des Sohnes wird in der Literatur unterschiedlich angegeben: Im Wikipedia-Artikel ist es Louis Stern jun., bei Johanna Lutteroth und im Beitrag des Bayerischen Rundfunks ist es hingegen Melville Stern.

Otto von Bismarck pflegte hier seinen Urlaub zu verbringen, genauso wie der Schriftsteller Theodor Fontane oder der Komponist Richard Strauss. Die wöchentlichen Tanzabende - im Kurjargon Réunion genannt - waren jedes Mal ein gesellschaftliches Ereignis, das sich niemand entgehen lassen wollte. [...] Während Louis Stern dem Treiben vom Rand der Tanzfläche zuschaute, tanzte sein Sohn Melville [eigentlich Louis jr.] ausgelassen - bis der Saaldiener den Jungen aufforderte, den Raum sofort zu verlassen. Er sei noch nicht 15 Jahre alt und dürfe deshalb an dem Abend nicht teilnehmen. Empört wandte sich Louis Stern direkt an Friedrich Freiherr von Thüngen, der als stellvertretender Badekommissar den Rauswurf angeordnet hatte. Doch obwohl er beteuerte, Melville [Louis] sei längst 15 Jahre alt, beharrte von Thüngen auf seiner Entscheidung. Stern tobte, weil der Baron seine Glaubwürdigkeit öffentlich in Frage stellte, und polterte: `Wenn wir draußen wären, würde ich Ihnen ein paar herunterwischen.` Dabei hob er drohend die Hand. Melvilles [Louis'] Mutter bot dem sturen Badekommissar auf ihre Art Paroli. Sie begann ostentativ mit ihrem Sohn zu tanzen. Der [stellvertretende] Badekommissar brach daraufhin brüskiert die Veranstaltung ab. Der peinliche Zwischenfall wäre sicherlich schnell in Vergessenheit geraten, wenn es bei diesem einen Schlagabtausch geblieben wäre. Weil aber die beiden Streithähne noch Tage danach auf ihr Recht pochten, weitete sich das kleine Kur-Intermezzo zu einer Affäre aus, die nicht nur die deutsch-amerikanischen Beziehungen in Mitleidenschaft zog, sondern gleichzeitig deutlich machte, wie tief antisemitisches Gedankengut bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert in Deutschland verankert war. Denn Stern war Jude.“⁷⁶

Am nächsten Tag beschwerte sich Louis Stern beim Badkommissar Freiherr von Bechtolsheim über das Verhalten von Thüngens. Dieser berief sich aber auf das Anmeldeformular des Hotels, in dem das Alter von Louis Stern jr. fälschlicherweise mit „unter 15 Jahren“ angegeben worden war. Von Thüngen zeigte Louis Stern wegen Beamtenbeleidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt an. Auch nachdem sich der New Yorker Geschäftsmann brieflich in aller Form bei von Thüngen entschuldigt hatte⁷⁷, zog er seine Anzeige nicht

⁷⁶ Lutteroth, Kaiserreich-Posse

⁷⁷ „Ich nehme diese Äußerungen mit tiefstem Bedauern zurück und bitte Sie, mir zu verzeihen. Ich selbst werde mir niemals vergeben, einen Ehrenmann [...] in dieser Weise verletzt zu haben.“ Zitiert nach Lutteroth, Kaiserreich-Posse

zurück. Durch die Zahlung von 80 000 Mark (die heute etwa 500 000 Euro entsprächen) entging Stern der demütigenden und entehrenden Untersuchungshaft. Auf Intervention von William Waldorf Astor, der wie Stern in Bad Kissingen zur Kur weilte, nahm sich Regierungspräsident Friedrich von Luxemburg der Sache an. Doch schlug dessen außergerichtlicher Vermittlungsversuch fehl, da von Thüngen nicht bereit war, an dem Gespräch teilzunehmen. Und so musste die Causa Stern doch noch Anfang August 1895 vor Gericht verhandelt werden. „Hunderte Schaulustige“, so Johanna Lutteroth, „wollten die Auseinandersetzung zwischen dem königlichen Beamten aus altem Adelsgeschlecht und dem neureichen New Yorker Kaufhausbesitzer vor Ort verfolgen. So verlegte das Gericht den Prozess kurzerhand ins Rathaus von Bad Kissingen, wo es deutlich mehr Sitzplätze gab.“⁷⁸ Das Gericht verurteilte Louis Stern schließlich zu 14 Tagen Haft und 600 Mark Buße.

Das überaus harte Urteil gegen ein angesehenes Mitglied der New Yorker Gesellschaft sorgte in Amerika für Empörung. Und so sah sich Außenminister Richard Olney veranlasst, den deutschen Botschafter in Washington um Vermittlung zu bitten. Doch dieser unterließ auf Geheiß seiner Regierung jedes Engagement im Falle Louis Sterns und verwies Olney lediglich auf den amerikanischen Botschafter in Berlin. Aber auch dieser konnte beim Leiter des Auswärtigen Amtes nichts für Louis Stern erreichen. Um nicht doch noch ins Gefängnis zu müssen, reiste der New Yorker Geschäftsmann unter Hinterlassung der 80 000 Mark Kautions über Paris nach Amerika zurück.

Doch für die Presse war der Fall Stern noch lange nicht abgeschlossen. In insgesamt 16 Artikeln griff die „New York Times“ die Affäre auf: „Das Blatt“, so Johanna Lutteroth, „schimpfte über den `anmaßenden, unbedeutenden Beamten´ von Thüngen, der so `übereifrig´ reagiert habe. Letztlich habe von Thüngen Stern so behandelt, wie es brutale Aufseher von städtischen Hundezwängern tun, wenn ihnen hilflose Tiere in ihre Hände fallen. Der Badekommissar vereine zwei Charaktereigenschaften: Dummheit und Unverschämtheit. Letztlich sei sein stures Verhalten aber `typisch für deutsche Beamte´ und das `barbarische Deutschland´. Kritisch bemerkte die `New York Times´ darü-

⁷⁸ Ebd.

ber hinaus, dass die `Juden-Hetzer den Fall in der antisemitischen Presse ausschlachteten´.“⁷⁹



Antisemitische Postkarte zur Louis-Stern-Affäre von 1895 © <https://de.wikipedia.org/wiki/Louis-Stern-Affäre#/media/Datei:Louis-Stern-Affäre.jpg>, Wikipedia, gemeinfrei, unverändert übernommen

Die rechten Medien in Deutschland nutzten den Fall Stern für ihre antisemitischen Hasstiraden. Emil Krug, der die „Antisemitenkneipe Deutscher Krug“ und einen Verlag in Chemnitz betrieb, griff 1895 in einer für ihn typischen antisemitischen Postkarte den Vorfall in hasserfüllter Karikatur- und Gedichtform auf und forderte von den Kissingener Behörden, sich ein Beispiel an ihm zu nehmen, der einen jüdischen Gast sofort seines Hauses verwiesen habe: „Im deutschen Krüge am Chemnitzstrand, / Stieg einst ein Jude ab, / Worauf ihm der urgerman'sche Wirth / Ein zierlich Körbchen gab. // Im deutschen Krüge am Chemnitzstrande, / Erkennt schnell der Jud den Platz, / Und stürmte auf die Straße hinaus / Mit einem mächt'gen Satz. // Im deutschen Krüge am Chemnitzstrand, / Kriegt jeder Jud ... welch Glück / Eine Fahrkart' nach Jeru-

⁷⁹ Ebd.

salem: `Hin aber nicht zurück!´ / Im deutschen Krüge am Chemnitzstrand, / Wird nur der Jud´ geehrt, / Der sich per nächstem Orient Expresß, / Nach Palästina scheert. // In Kissingen im Kurhaussaal, / Da wäre man recht klug, / Wenn man ein Beispiel sich nehmen würd´ / Am Wirth vom deutschen Krug.“⁸⁰

Ebenso antisemitisch äußerte sich das „Fränkische Volksblatt“, das in der Verurteilung Louis Sterns eine „exemplarische Strafe“ sah, die zeigen sollte, „dass den Juden, auch wenn sie noch so reich seien, in Bad Kissingen noch lange nicht alles erlaubt sei“.⁸¹ Das „Bayerische Vaterland“ verunglimpfte Louis Stern als „amerikanischen Viehjudensohn“ und die „Neue freie Volkszeitung“ sah es als „blamable Schwäche“ der bayerischen Regierung an, dass sie überhaupt mit einem „untergeordneten Juden“ über einen Vergleich verhandelt habe.⁸² Diese Invektiven gegen Louis Stern wurden nur noch durch die Berichterstattung der „Neuen Bayerischen Landeszeitung“ des antisemitischen Verlegers Anton Memminger übertroffen. Sie veröffentlichte zunächst ein von Memminger verfasstes Schmähdgedicht gegen Louis Stern: „Also Herr Stern / Hab uns gern / Reiß nur aus / Und bleib draus / Und a die andern / Mögen wandern / Mit nach Amerika / Halleluja!“⁸³ Kurze Zeit später legte sie noch nach, indem sie mit Blick auf die Berichterstattung über die Affäre von einer „ekelhaften Treiberei in der Presse“ und einer „erbärmlichen Judenmacherei“ sprach: „Es muß einmal zur reinlichen Scheidung kommen. [...] Die Noblesse fängt ohnehin schon seit Jahren an, unser Weltbad zu meiden, weil sie die jüdische Schoflesse mit ihrer Breitmacherei, Umaßlichkeit, Überhebung und Frechheit anekelt. Es ist nothwendig, daß diese Schoflesse gehörig getroffen und daß ein Exempel statuiert wird, damit die anständigen Deutschen und Ausländer wieder mehr Respekt vor den gutmüthigen Tatschi-Bayern bekommen und unser Weltbad wieder aus dem Verruf, in dem es Stern und Genossen gebracht haben, herauskomme.“⁸⁴ Diese Ausfälle Memmingers führten dazu, dass der Verkauf der „Neuen Bayerischen Landeszeitung“ in Bad Kissingen schließlich verboten wurde, weil die Kurverwaltung befürchtete, dass der Ruf

⁸⁰ Zitiert nach: Wikipedia-Artikel Louis-Stern-Affäre. In: <https://de.wikipedia.org/wiki/Louis-Stern-Affäre>, 10.10. 2020

⁸¹ Lutteroth, Kaiserreich-Posse

⁸² Ebd.

⁸³ Ebd.

⁸⁴ Neue Bayerische Landeszeitung. (Würzburg), 29. Juli 1895, zitiert nach: Wikipedia, Anton Memminger: https://de.wikipedia.org/wiki/Anton_Memminger#cite_note-15, 9.2.2023

Bad Kissingens als internationalem Weltbad darunter leiden könnte. Hatten doch schon amerikanische Kurgäste versucht, über die Zeitungen zu einem Boykott Bad Kissingens aufzurufen. Gegen die Hetzkampagnen Memmingers setzten sich liberale Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ zur Wehr. Doch konnten auch sie nicht verhindern, dass sich die deutsch-amerikanischen Beziehungen durch die Stern-Affäre deutlich abkühlten. Noch Jahre später sollte Prinz Heinrich bei seinem Besuch in Amerika 1902 die negativen Folgen der Causa Stern zu spüren bekommen: „Während die Leute in Amerika“, so ein Leserbrief in der New York Times, „zur Zeit verrückt spielen beim Empfang des Prinzen `Heinrich` von `Deutschland`, scheinen sie zu vergessen, dass nicht die geringste Höflichkeit beim Empfang amerikanischer Staatsbürger in Deutschland herrschte. Wir alle erinnern uns, wie empörend einer unserer angesehensten Bürger dieser Stadt, Herr Louis Stern, vor einigen Jahren in Deutschland behandelt wurde“. ⁸⁵ Am 4. Oktober 1905 begnadigte Prinzregent Luitpold Louis Stern. „Was blieb“, so Johanna Lutteroth, „war ein übler Nachgeschmack von Antisemitismus und die Erkenntnis, dass judenfeindliches Gedankengut in Deutschland offensichtlich tief verankert war.“ ⁸⁶

Anton Memminger (1846-1923) ⁸⁷, der die Louis-Stern-Affäre für seine antisemitische Propaganda benutzte, wurde am 2. April 1848 in Straubing als Sohn des Gendarmeriewachtmeisters Josef Memminger und dessen Frau Maria Förg geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in seiner Heimatstadt studierte er Jura, Staatswissenschaften und Geschichte in Würzburg, wo er auch 1868 seinen einjährig-freiwilligen Militärdienst ableistete und im August 1869 die gebürtige Würzburgerin **Babette Heusinger** heiratete. Memminger vernachlässigte sein Studium zunehmend und betätigte sich stattdessen immer mehr als Journalist. Während des deutsch-französischen Krieges wurde er aufgrund eines Fußleidens als Wachmann in den Kriegsgefangenenlagern Ingolstadt und Straubing eingesetzt. Danach arbeitete er als Journalist für das

⁸⁵ New York Times, 2.2.1902; zitiert nach: Wikipedia-Artikel: Louis Stern <http://de.wikipedia.org/wiki/Louis-Stern-Affäre>, 4.6.2012

⁸⁶ Lutteroth, Kaiserreich-Posse

⁸⁷ Vgl. Wikipedia, Anton Memminger: https://de.wikipedia.org/wiki/Anton_Memminger#cite_note-15, 9.2.2023, Bavariathek: <https://www.bavariathek.bayern/medien-themen/portale/geschichte-des-bayerischen-parlaments/person/116876034>, 10.2.2023; Memminger, August: Memminger, Anton. Publizist und Politiker. 1846-1923. In: Lebensläufe aus Franken, Bd. 5, Würzburg 1936, S. 197-210 (Der Text wurde mir freundlicherweise vom Stadtarchiv Bad Kissingen zur Verfügung gestellt, kann aber in einem Auszug auch bei Künzl, Epochenkrise nachgelesen werden.)

„Würzburger Journal“ und schloss in dieser Zeit Freundschaft mit dem späteren SPD-Reichstagsabgeordneten und ersten württembergischen Staatspräsidenten Wilhelm Blos (1849-1927), der über den jungen Memminger in seinen autobiografischen „Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten“ berichtete: „Er war ein Mann von etwa 26 Jahren, von imposanter Erscheinung, gleich gewandt mit der Feder wie mit dem Wort. Er war inzwischen zur Sozialdemokratie übergetreten und hatte das `Fürther demokratische Wochenblatt` gegründet, aus dem mit der Zeit die heutige `Fränkische Tagespost` in Nürnberg geworden ist. [...] Um diese Zeit lebte in Nürnberg Ludwig Feuerbach, der berühmte Philosoph, in bitterster Not. Er wohnte auf dem Rechenberg in einem ärmlichen Häuschen, wo er im Winter von der Kälte zu leiden hatte, und er ertrug diese Dinge nicht so leicht, wie sein Bruder Friedrich, der vor den Mauern von Nürnberg in einer Hütte hauste. Seine Freunde beschlossen etwas für ihn zu tun und Memminger schrieb einen feurigen Aufruf, den ich im `Würzburger Journal` abdruckte. Es gingen reichliche Spenden ein. Gegen mich wurde Anklage erhoben, weil solche Sammlungen ohne Genehmigung der Regierung in Bayern verboten waren.“⁸⁸ Als Ludwig Feuerbach, der am 13. September 1872 in Rechenberg bei Nürnberg gestorben war, auf dem Nürnberger Johannisfriedhof zur letzten Ruhe gebettet wurde, würdigte Memminger ihn in seiner Grabrede: „Feuerbach war nicht bloß Atheist und Republikaner, für ihn gab es keinen Unterschied der Geburt, der Konfession, des Standes und des Besitzes, für ihn waren alle Menschen gleich, sie waren seine Brüder. Feuerbach war internationaler Demokrat. – Im Namen aller Sozialrepublikaner der Erde, im Namen seiner Freunde Vaillant, Karl Marx, Johann Jacoby, Bebel und Liebknecht lege ich den verdienten Lorbeerkranz auf den Sarg des edlen Toten.“⁸⁹

Wegen Majestätsbeleidigung musste Memminger 1873 in die Schweiz fliehen, wo er sich als Eisenbahnexperte einen Namen machte. In einem Zeitungsartikel kritisierte er die Missstände in der Irrenanstalt Burghölzli in Zürich. Nachdem er 1878 zusammen mit einigen Freunden den Schützenhauptmann Staub, der seiner Meinung nach zu Unrecht in Burghölzli untergebracht war,

⁸⁸ Blos, Wilhelm: Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten, zitiert nach: Zeno.org: <http://www.zeno.org/Kulturgeschichte/M/Blos,+Wilhelm+Joseph/Denkwürdigkeiten+eines+Sozialdemokraten/1.+Band/Würzburger+Tage>, 10.2.2023

⁸⁹ Zitiert nach: Wikipedia, Anton Memminger: https://de.wikipedia.org/wiki/Anton_Memminger#cite_note-15, 9.2.2023

befreit hatte, wurde er vom Schwurgericht Zürich zu sechs Monaten Gefängnis und fünf Jahren Landesverweis verurteilt. Nach Verbüßung seiner Haftstrafe übersiedelte er mit seiner Familie nach Bregenz, wo er unter dem Decknamen Oswald Stein die nächsten Jahre – unterbrochen von einer journalistischen Tätigkeit in Wien – verbrachte. Nachdem ihn Ludwig II. im April 1882 begnadigt hatte, kehrte er nach Bayern zurück, wo er zunächst in München und ab 1883 mit seiner Frau und seinen neun Kindern in Würzburg lebte und seine Arbeit als Journalist und Verleger fortsetzte. Zusammen mit seinem Bruder Thomas gründete er in Würzburg eine eigene Druckerei. 1893 rief er mit Karl Freiherr von Thüngen-Roßbach den Fränkischen Bauernbund als Interessenvertretung der fränkischen Bauern ins Leben. Zwei Jahre später vereinigte dieser sich mit den Bauernbünden in Ober- und Niederbayern sowie in Schwaben zum Bayerischen Bauernbund. 1903 wurde Memminger als Abgeordneter in die Zweite Kammer des bayerischen Landtags gewählt, der er bis 1907 angehörte. Seine antisemitische Einstellung trat am 9. Februar 1906 in einer Landtagsrede offen zu Tage, als er sich abschätzig über die ostjüdischen Kurgäste in Bad Kissingen äußerte: „Meine Herren! Energisch muß ein solcher Mann [gemeint ist der Badkommissar] sein, aber nicht gegen unsere armen Leute, unsere Landsleute, sondern er soll es sein gegen die Schnorrer, welche das ganze Bad verunzieren und verschandeln. (Heiterkeit.) Da kommen sie scharen- und rudelweise aus dem Osten herangezogen und stehen herum in den Anlagen, daß kein anderer Mensch mehr passieren kann und daß sich alles darüber ärgert. Und in welchen Anzügen! Sie kommen in den schmutzigen Kaftans, Stiefel haben sie an von einer Größe wie die Mistbretter. (Stürmische Heiterkeit.) Dann hängen ihnen die Ringellocken herunter, welche aussehen wie die Schlingpflanzen eines Urwaldes, in dem sich verschiedenes Rot- und Schwarzwild aufhält. (Heiterkeit.) Meine Herren! Wenn ein solcher Schnorrer aus dem Bad kommt, sei es im Aktienbad, sei es im Kurhaus oder in der oberen Saline – ich habe es selbst gesehen –, haben die anständigen deutschen Juden, die das sahen und in die gleiche Kabine eintreten sollten, dies einfach abgelehnt da hineinzugehen. Die deutschen Juden werden wissen, warum sie in ein solches Bad nicht hineingehen wollen. Diese lausigen Kunden, welche mit dem Aussatze behaftet sind, die sollte man in unseren Bädern einfach nicht

zulassen oder für sie einen Quarantänekasten errichten, in dem sie bei der Ankunft geschwefelt werden. (Große Heiterkeit.) Und, meine Herren, nicht bloß dann, wenn Sie auf den Promenaden spazieren, müssen Sie sich ärgern, selbst im Kurgarten besetzen sie die Bänke, sie setzen sich hin und da brüten sie den ganzen Tag und lassen sich die Sonne in den Mund scheinen. Dann dibbern sie miteinander [reden aufeinander ein], als ob sie allein das Recht hätten hier in unseren bayerischen Bädern das große Wort zu führen. Die Rücksicht auf diese Leute geht so weit, daß Blätter wie das 'Bayerische Vaterland', welches die Unarten dieser Leute gerügt hat, aus der Lesehalle verbannt wurden. (Hört! Bei der Freien Vereinigung.) Trotzdem, daß Hunderte von Badegästen täglich nach einem solchen Blatte verlangen, trotzdem, meine Herren, wird es nicht mehr aufgelegt, es bleibt verbannt. Ich kann mir keinen anderen Grund hiefür denken als die Rücksicht auf diese Schnorrer, welche natürlich ein derartiges Blatt fürchten wie der Teufel das Weihwasser. (Heiterkeit.) Einzelne dieser Juden, meine Herren gehen herum und suchen sich den Unterhalt, die Kosten für das Bad dadurch zu erwerben, daß sie hausieren gehen. Sie gehen mit Alttertümern hausieren nicht bloß zu ihren eigenen Rassegenossen, sondern sie gehen auch zu den anderen Leuten und belästigen die Kurgäste. Manche hausieren sogar mit kleinen Artikeln, sicher, ohne daß sie die obrigkeitliche Erlaubnis haben. Wenn man nachts heimgeht um $\frac{1}{2}$ 11 oder 11 Uhr, läuft man Gefahr von denselben vor der Haustüre noch überrumpelt und belästigt zu werden. Da müßte der Badekommissär einhauen; da müßte er ganz energisch vorgehen und die Gendarmen beauftragen, daß sie einen derartigen Unfug nicht mehr dulden, einen Unfug, der nur zum Schaden der Geschäftsleute, der Stadt und des Bades gereicht. Und nicht bloß hausieren tun sie, stehlen tun sie auch noch! (Große Heiterkeit.) Das ist in Kissingen früher nie vorgekommen; in Kissingen konnte man früher jede Haustüre bei Nacht offenstehen lassen, es ist nichts passiert. Seitdem aber diese Schnorrer aus dem Osten kommen, wird gestohlen; nichts ist sicher. Wiederholt sind Anzeigen erstattet worden, wiederholt sind derartige Kunden erwischt und verhaftet worden. Was tun sie dann? Dann bringen sie verschiedene Rabbiner bei, die beschwören müssen, daß sie an Kleptomanie leiden. Eine steinreiche Jüdin sowie ein Rabbinatskandidat ist deswegen freigesprochen worden. Den Gefahren solcher Freispre-

chungen sollte die Justiz und die Verwaltung sich gar nicht aussetzen. Darum sollte sie nach den gemachten Erfahrungen derartige Subjekte überhaupt nicht zulassen. Nun, meine Herren, sie treiben noch etwas anderes. Sie bestellen bei den Kaufleuten, bei den Schneidern, bei den Schuhmachern alles mögliche und sagen, sie werden schon bezahlen. Auf einmal sind sie fort. Die Kissinger sind aber jetzt gescheiter geworden und legen Arrest auf ihre Sachen. Der Herr Oberamtsrichter von Kissingen könnte dem Herrn Minister sicherlich reichliche Auskunft geben über derartige Fälle, wie weit es gekommen ist. Da muß man schon der Regierung zurufen: Landgraf, werde hart, recht hart! [Memminger spielt hier auf die Sage vom Schmied von Ruhla an, der den zu nachsichtigen Landgraf Ludwig von Thüringen aufforderte, hart wie Eisen zu werden und endlich gegen seine Edelleute und Ritter vorzugehen, die die Bevölkerung unterdrückten und ausbeuteten.] Für Kissingen war es ein großer Schaden, daß diese Leute gekommen sind. Sehr viele anständige Leute, die früher alljährlich nach Kissingen gegangen sind, wohlhabende, gebildete, feine Leute, gehen jetzt nicht mehr dorthin sondern nach Borkum. Das kleine Borkum hat sich in kurzer Zeit zu einem großartigen Bade entwickelt und es hat heute bereits mehr Kurgäste als das Bad Kissingen.“⁹⁰ An der Rede Memmingers macht nicht nur dessen widerwärtige, menschenverachtende Polemik betroffen, sondern auch, dass der Landtag sie offenbar mit großer Zustimmung und „Heiterkeit“ aufnahm. Dies zeigt, wie sehr antisemitische Vorstellungen in der bayerischen Bevölkerung und unter deren politischen Repräsentanten verbreitet waren.

In der von Memmingers Sohn August 1936 veröffentlichten biografischen Skizze seines Vaters feierte er diesen mit Blick auf dessen Antisemitismus als Wegbereiter des Nationalsozialismus: „Memminger trat auf den Plan, wenn es galt, dem eingerissenen Humanitätsgedusel zu Leibe zu rücken, dem nun – Gott sei Dank – unter dem heutigen nationalsozialistischen Regime wenig Platz mehr im Strafvollzug eingeräumt ist. Es darf heute auch gesagt werden, daß Memminger mit seiner im Landtag und in seiner Zeitung geführten Polemik gegen das zunehmende Ostjudentum, gegen die Überhandnahme schmutziger Galizier in den bayerischen Bäderstädten, gegen die Etablierung von jü-

⁹⁰ Bayerisches Hauptstaatsarchiv: Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten 1905-06, Stenographische Berichte Bd. 2, Amtsbibliothek BayHStA, 4^o Z 89-801-. Teile der Rede sind auch abgedruckt bei Künzl, Epochenkrise, S. 54f

dischen Warenhäusern und Ramschbazaren, wie überhaupt gegen die hauptsächlich von jüdischen Kreisen praktizierten Auswüchse in Handel und Wandel dem Nationalsozialismus vorgearbeitet hat. Schon in einer 1897 veröffentlichten Schrift `Der Talmud` hatte Memminger auf Grund eingehenden Studiums einschlägigen Materials über diesen jüdischen Moralkodex scharf geurteilt und sein Verwundern darüber auch im Landtag geäußert, daß die maßgebenden Stellen in Deutschland sich weigern, dem Wunsche nach einer einwandfreien Übersetzung des Talmud mit seinen für das eingeseessene Volk gefährlich sittlichen Meinung und Antrieben nachzukommen.“⁹¹



GEBRÜDER MEMMINGER
 Graphische Kunstanstalt und Verlags - Buchhandlung
 ===== Besitzer: THOMAS MEMMINGER =====

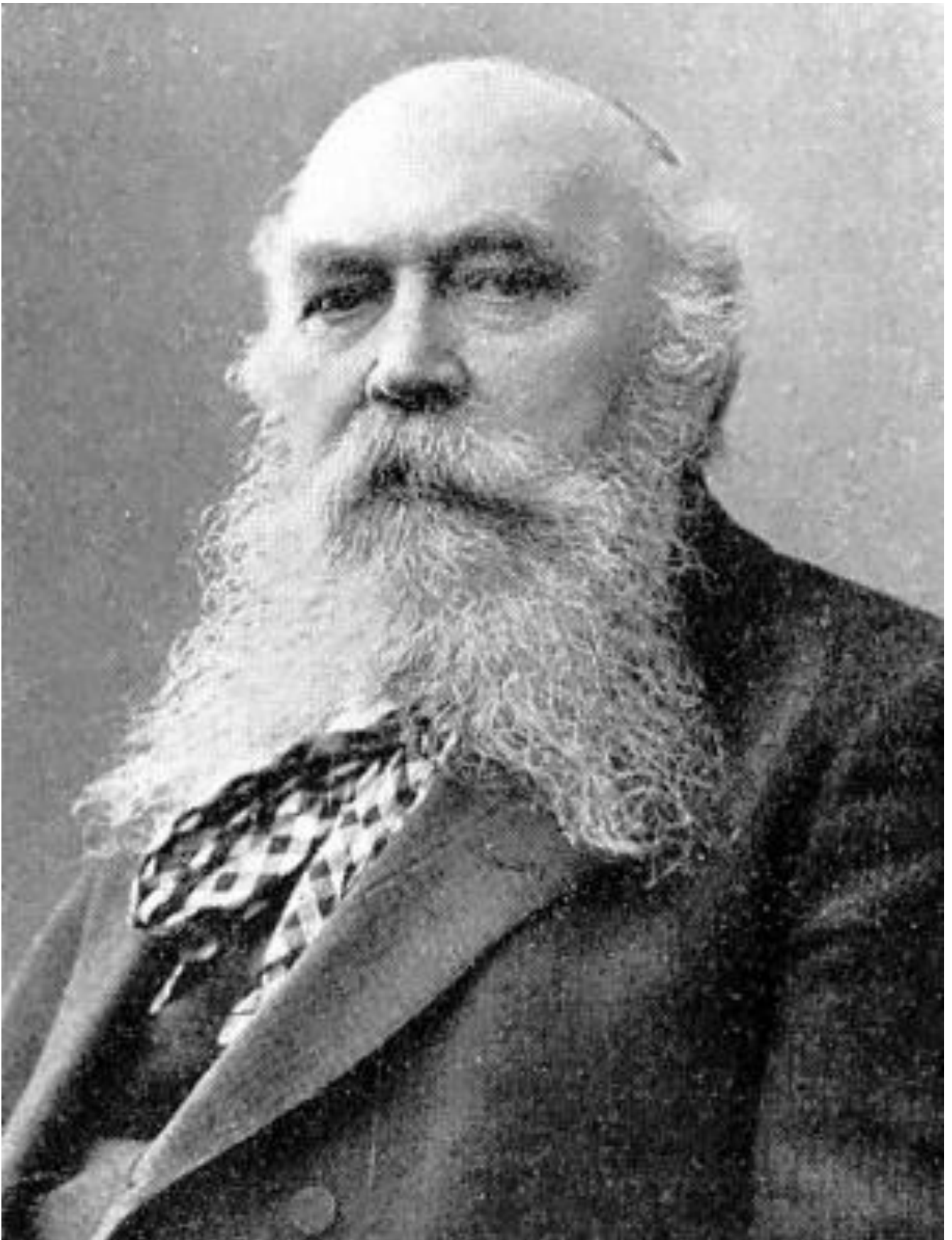
— Hofstrasse — **WÜRZBURG** — Fernsprech- —
 Ecke Domerparrgasse Anschluss - Nr. 2842

empfiehlt sich zur Anfertigung aller
 Druckarbeiten in jeder gewünschten
 Ausführung

Grundsatz: Sauberste Ausführung, sorgfältigste Bedienung

Historische Anzeige des Memminger Verlages in Würzburg um 1920 © Antar2, https://de.wikipedia.org/wiki/Anton_Memminger#/media/Datei:Memminger_Anzeige.jpg, unverändert übernommen

⁹¹ Memminger, August: Memminger, Anton. Publizist und Politiker. 1846-1923. In: Lebensläufe aus Franken, Bd. 5, Würzburg 1936, S. 207



Amtliches Handbuch der Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtags, hrsg. vom Bureau der Kammer der Abgeordneten, München 1906, S. 267, ca. 1906, Fotografie © Bildarchiv Bayerischer Landtag, München

[21896] In einigen Tagen erscheint:

Visionen.

Erzählungen

von

Oskar Panizza.

19 Bogen in 8^o. Brosch. 3 *M* ord.
 Bei Barvorausbestellung à 2 *M* netto.
 Später nur mit 25% in Rechnung oder
 bar. Gebundene Expl. à 90 *S* no. mehr.

Panizza betritt mit diesen „Visionen“ noch entschiedener als früher das Gebiet der Mystik, welches er schon in seinen „Dämmerungsstücken“, besonders in der hochpoetischen „Mondgeschichte“ mit Glück beschritten hatte. Eigentümlich an diesem aus den disparatesten Elementen zusammengesetzten Poeten ist die bei aller Phantastik der Stoffe, bei aller mystischen Vertiefung, geradezu paradox wirkende realistische Behandlung, und das Angreifen von Problemen, die heute sozusagen mitten auf der Straße liegen, mitten aus unserem sozialen Leben genommen sind.

Bitte zu verlangen.

Leipzig.

Wilhelm Friedrich.

Nach seinem Abschied von der Politik zog Anton Memminger sich nach Schonungen zurück und veröffentlichte zahlreiche Bücher, unter denen sich auch die 1923 veröffentlichte Stadtchronik von Bad Kissingen befand. Memminger fühlte sich der Kurstadt besonders verbunden, was sich unter anderem darin zeigte, dass er über mehrere Jahrzehnte hinweg regelmäßig hierher als Kurgast kam. Im Mai 1922 verlieh ihm Oberbürgermeister Max Pollwein anlässlich seines 35. Aufenthalts eine Kurgastehrenurkunde. Memminger, der für Karl Herz „mit Fug und Recht ein [...] Vorläufer Julius Streichers und des Dritten Reiches“⁹² war, starb am 30. September 1923 mit 77 Jahren in Schonungen. Wie sehr der rassistische Antisemitismus auch unter Intellektuellen und Literaten verbreitet war, zeigt auf erschreckende Art und Weise die Erzählung „**Der operirte Jud**“ des Bad Kissinger Autors **Oskar Panizza** (1853-1921). Für die Schweizer Kultur- und Literaturwissenschaftlerin Ariane Totzke gehört sie „zu den größten Auswüchsen antisemitischer Demagogie, die die deutsche Literaturlandschaft hervorgebracht hat“⁹³. In ihrer Bewertung stimmt ihr der Autor und Kulturwissenschaftler Jens Malte Fischer zu, wenn er Panizzas Machwerk als „Explosion eines wütenden Antisemitismus“ bezeichnet, „wie er in dieser Drastik nur noch vom ‚Stürmer‘ erreicht“ wurde.⁹⁴ Und so verwundert es nicht, wenn die Nationalsozialisten die Erzählung für sich und ihre Zwecke entdeckten: 1927 druckte der „Münchener Beobachter“ (ein Beiblatt des „Völkischen Beobachters“) Panizzas Erzählung, die 1893 – zwei Jahre vor der Louis-Stern-Affäre – in dem Erzählband „Visionen“ erstmals veröffentlicht worden war, erneut ab, um sie für die antisemitische NS-Propaganda zu vereinnahmen.

Der widerliche Text, der sich auf ekelerregende Weise antisemitischer Klischees und Stereotypen bedient, erzählt den gescheiterten Versuch der Assimilierung eines reichen Juden mit den Mitteln der modernen Wissenschaften und Medizin. Zu Beginn der Erzählung gibt der Ich-Erzähler vor, seinem „Freund“ Itzig Faitel Stern ein „Denkmal“ setzen zu wollen. Doch wird schon nach

⁹² Herz, Karl: Anton Memminger als Vorläufer des Dritten Reiches. In: Unterfränkisches Heimatblatt. Beilage zur Zeitung „Der Volkswille“, 1.12.1955, zitiert nach Wikipedia, Anton Memminger: https://de.wikipedia.org/wiki/Anton_Memminger#cite_note-15, 9.2.2023

⁹³ Totzke, Ariane: Der ‚transnationale Körper‘ als Kampfplatz. Oskar Panizzas antisemitisches Panoptikum in „Der operirte Jud“. In: Literaturkritik.de: <https://literaturkritik.de/id/17983>, 29.1.2023

⁹⁴ Fischer, Jens Malte: Deutschsprachige Phantastik zwischen Décadence und Faschismus, in: Rein A. Zondergeld (Hrsg.): Phaïcon 3, Almanach der phantastischen Literatur, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1978, S. 93–130.

wenigen Zeilen deutlich, dass es mit dieser vermeintlichen „Freundschaft“ nicht sehr weit her ist. Durch die entwürdigende Beschreibung von Sterns Aussehen, Verhalten und Sprache denunziert der Erzähler die Titelfigur seiner Geschichte und verzerrt sie zu einer grotesken antisemitischen Karikatur. Neben Faitels kleiner untersetzten Statur, verwachsenen Schulter und Hühnerbrust betont er dessen hohepriesterliche jüdische Nase, sowie die fleischigen, überfältigen Lippen, den starken, kräftigen Nacken und die schwarzen geringelten „Sechserlöckchen“. Beim Gehen – so der Erzähler – hebe Faitel wie ein Storch seine Oberschenkel fast bis zur Nabelhöhe, halte seinen Kopf beständig starr auf den Erdboden gerichtet und habe fortwährend Mühe, sein Gleichgewicht zu halten. Beim Sprechen gestikuliere er grotesk, zudem gebe er „rhythmisch abgestoßene Schnedderengengeräusche“⁹⁵ von sich und miaue, schnarre, meckere und grunze exaltiert und monströs. Seine Sprache stelle eine „Mischung von Pfälzerisch, semitischem Geknänge, französischen Nasallauten und einigen hochdeutsch mit offener Mundstellung vorgebrachten, glücklich abgelauteten Wortlauten“⁹⁶ dar, die zum Teil an „Negersprachen“ erinnere. Mit „speichelndem Mund“, „singsangmäßig“ und „fettiggutural“ stoße er zudem regelmäßig eigentümliche, groteske Worte wie das Suffix „menera“ oder den Ausruf „Deradáng“ aus.

Seinen „besten Freund auf der Hochschule“ würde man wahrlich anders einführen, als der Ich-Erzähler dies tut. Nicht ein einziges positives Wort findet er für Faitel. Keinerlei Mitgefühl, geschweige denn Sympathie ist bei dessen Charakterisierung zu spüren. Nichts an ihm scheint einem normalen Menschen zu entsprechen. Und so verwundert es denn auch nicht mehr, wenn der Erzähler ihn am Ende seiner Einführung als „grauenhaftes Stück Menschenfleisch“⁹⁷ bezeichnet und er sich gemüßigt fühlt, sich dem Leser gegenüber dafür zu rechtfertigen, dass er sich mit einem solchen „Monstrum“ überhaupt abgegeben habe. Von Freundschaft ist denn an dieser Stelle auch nicht mehr die Rede, sondern lediglich von medizinischer und anthropologischer Neugierde, die ihn angetrieben habe, die Nähe seines grotesken Mitstudenten zu

⁹⁵ Panizza, Oskar: Der operirte Jud. Zitiert nach: Projekt Gutenberg: <https://www.projekt-gutenberg.org/panizza/operjud/operjud.html>, 29.1.2023

⁹⁶ Ebd.

⁹⁷ Ebd.

suchen: „ich empfand ihm gegenüber, wie etwa bei einem Neger, dessen Glotzaugen, dessen gelbe Augenbindehaut, dessen Quetschnase, dessen Molluskenlippen und Elfenbeinzähne, dessen Geruch man mit Verwunderung wahrnimmt, und dessen Gefühle und geheimste anthropologische Handlungen man ebenfalls kennen lernen möchte! Vielleicht war auch etwas Mitleid dabei, aber nicht viel. Mit Verwunderung beobachtete ich, wie dieses Monstrum sich die grauenhafteste Mühe gab, sich in unsere Verhältnisse, in unsere Art zu gehen, zu denken, in unsere Mimik, in die Aeüßerungen unserer Gemütsbewegungen, in unsere Sprechweise einzuleben.“⁹⁸ Faitel wird für den Erzähler zu einem reinem abnormen Studiengegenstand, der nichts Menschliches mehr an sich hat außer das reine „Menschenfleisch“.

Mit Befremden nimmt er wahr, wie sich sein Kommilitone auf groteske und letztlich vergebliche Weise bemüht, dazuzugehören und wie seine deutschen Mitstudenten zu denken, zu fühlen und zu sprechen. Faitel erscheint ihm als „eine Art jüdischer Kaspar Hauser [...], der mitten aus dem engherzigen, schematischen, dumpfen [...] Kleinkram seiner Familienerziehung heraus [...] auf das große Lebenspflaster einer europäischen Stadt geworfen war und dort blöd, mit vertrackten Bewegungen, verlacht und bewundert, sich umzusehen begann“⁹⁹. Zudem erhofft sich der Ich-Erzähler von Faitel, etwas über den Talmud und die jüdische Religion zu erfahren. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen in diesem Bereich wird er dem Leser später auf widerwärtige Art und Weise mitteilen. Seine Mitstudenten sehen einen anderen Grund in der „Freundschaft“ zu Faitel: Sie verbreiten das Gerücht, dass er dessen Nähe nur wegen dessen immensen Reichtum gesucht habe, was der Erzähler aber entschieden von sich weist.

Panizza greift in seiner Einleitung alle erdenklichen antisemitischen Stereotypen auf, um seine Titelfigur als fremden, lächerlichen Untermenschen darzustellen, dem die entscheidenden menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten fehlen, über die die Deutschen für seinen Ich-Erzähler im Übermaß verfügen. Das Einzige, was Faitel hingegen besitzt, sind seiner Meinung nach Intelligenz und Geld.

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Ebd.



Oskar Panizza und sein Bruder Felix © Sammlung Rainer Wirth



Oskar Panizza © Monacensia Literaturarchiv P/a 1732

Der Erzähler rät daher Faitel, der wie er Medizin in Heidelberg studiert, zu einer „Umwandlung in etwas modernem Sinne“¹⁰⁰. Darunter versteht er die Zuhilfenahme der modernen Wissenschaften und Medizin. Der berühmte Anatom und Orthopäde Klotz, an den der Erzähler ihn verweist, zweifelt zwar zunächst beim Anblick Faitels daran, dass dieser überhaupt „von menschlichen Eltern geboren“¹⁰¹ worden sei, erklärt sich aber dann bereit, ihn durch diverse Behandlungen in einen wahren Mustergermanen zu verwandeln, nachdem dieser ihm dafür entsprechend viel Geld in Aussicht gestellt hat.

Nach zahlreichen Operationen, mehrwöchigem Bettliegen, unendlichen Schmerzen und immensen Kosten scheint Faitels größter Wunsch in Erfüllung zu gehen, „aach a fains Menschenkind wie a Goj“ zu sein und „aufßugeben alle Fisenemie von Jüdischkeit“¹⁰²: „Er war etwas größer geworden und sah schon einem respektablen Menschen gleich. Alles war und blieb noch lange recht steif, aber er konnte jetzt doch einen normalen Menschen vortäuschen.“¹⁰³

Ein um seine Hüfte gelegtes Stachelhalsband – wie es bei Hunden eingesetzt wird – zwingt ihn dazu, das gewohnte Hin- und Herwippen des Oberkörpers zu unterlassen und die richtige Haltung einzunehmen. Ein berühmter Tübinger Linguist und ein hannoveranischer Hofmeister helfen, Itzel Faitels groteske Sprache, die für den Erzähler „Ausdruck einer schmierigen, niedrigen, feigen Gesinnungsweise“¹⁰⁴ ist, äußerlich zu korrigieren. Der jüdische Medizinstudent ahmt gehorsam die ihm gezeigte Gestik und Mimik nach und lässt seine schwarzen Sechserlöckchen durch neuartige „englische Waschungen“ in „goldene Kinderlocken“ verwandeln. Er unterzieht sich all dieser schmerzhaften, demütigenden, monatelangen Prozeduren mit dem größten Heroismus, „um ein gleichwertiger abendländischer Mensch zu werden“.¹⁰⁵

Um die äußerliche Veränderung sichtbar zu dokumentieren, gibt er sich eine neue Identität: Er nennt sich nun Siegfried Freudenstern und lässt sich als hannoveranischer Gutsbesitzerssohn in die feinsten Kreise der Heidelberger Gesellschaft einführen. Aber trotz all dieser äußerlichen Veränderungen, die

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Ebd.

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Ebd.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ Ebd.

durchaus gelungen scheinen, zeigt sich Faitel letztlich unzufrieden und fragt sich voller Zweifel vor dem Spiegel stehend: „Scheener Jüd, fainer Jüd, eleganter Jüd, [...] biste jetzt geworden ä Christenmensch, frei von aller Jüdischkeit? Kannste jetzt hingehn, wo de willst, und dich hinsetzen zu de faine Leit, ohne daß einer kann sagen: des is aach aner vun unsere Leit!“¹⁰⁶ Faitel beantwortet für sich diese Frage negativ. Er erkennt, dass seine Veränderungen rein äußerlicher Natur sind und sein Innerstes nicht betreffen. Ihm wird bewusst, so der Erzähler, dass ihm eine Seele fehle. Und so entscheidet er sich, diese in der höchstmöglichen Ausprägung einer „germanischen Seele“ zu kaufen. Da sich die Seele nach zeitgenössischen Vorstellungen im Blut befinden soll, will er sich durch Bluttransfusionen eine christliche, deutsche Seele aneignen. Doch die acht kräftigen Germanen, die gegen entsprechende Geldzahlung zunächst bereit gewesen sind, ihr Blut bzw. ihre Seele an ihn zu verkaufen, widersetzen sich der Prozedur, als sie erfahren, dass Faitel Jude ist. Als Begründung verweisen sie auf das „durch die Juden am Kreuz vergossene [...] Blut“¹⁰⁷. Panizza schreckt an dieser Stelle nicht davor zurück, sich jahrhundertalte kirchliche antisemitische Vorwürfe zu eigen zu machen und sie in ein modernes Gewand zu verpacken. So wie die Juden früherer Zeiten angeblich Hostien geschändet hätten, um Jesus erneut zu töten und sein Blut Christi fließen zu lassen, und christliche Kinder in Ritualmorden getötet hätten, um Blut für die Herstellung ihrer Mazzen zu gewinnen, würde nun Faitel sich das Blut deutscher Christen mit Hilfe der modernen Medizin und seines Geldes einverleiben, um seine minderwertige Existenz zu steigern. Es finden sich schließlich zwar noch acht kräftige Schwarzwälder Bauernmädchen, die Faitel acht Liter Blut gegen Geld verkaufen, doch zeigt sich nach mehreren Wochen, dass der Versuch, sich auf diese Weise „in den Besitz der deutschen Seele zu setzen“¹⁰⁸, letztlich gescheitert ist. Da die deutsche empfindsame Seele nicht nur im Wald, sondern im Volk der Dichter und Denker vor allem in der Dichtung zu finden ist, engagiert sich Faitel Hofschauspieler aus Darmstadt, die ihm „pathetische und sentimentale Dichterstellen“¹⁰⁹ vorsagen, die er dann

¹⁰⁶ Ebd.

¹⁰⁷ Ebd.

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ Ebd.

nachsagt und auswendiglernt. Panizza greift hier das u. a. von Richard Wagner verbreitete Vorurteil, wonach Juden nicht kreativ, sondern lediglich rezeptiv sein könnten, auf und baut es in seine Erzählung ein.

Mit der äußerlichen Aneignung durch Nachahmung, Kopieren und Auswendiglernen vermag Faitel auch einige Menschen zu täuschen. So halten ihn z. B. mehrere Kommilitonen für einen „Gemütsmensch durch und durch“¹¹⁰. Doch der Erzähler lässt sich von diesen künstlich nachgeahmten Gefühlsausdrücken nicht beeindrucken, denn – so der Erzähler – „das Auge ruhte bei ihm mattzerflossen, wie eine verfaulte Kirsche, in der Höhle.“¹¹¹ Zu echten emotionalen Äußerungen, die sich in den Augen als Spiegel der Seele manifestierten, ist Faitel für den Erzähler nicht in der Lage, da er seiner Meinung nach weiterhin seelenlos ist.

Tagsüber verhindert das „europäische Korsett“, in das Faitel sich einschnürt, dass er in seine alten jüdischen Gepflogenheiten zurückfällt. Er spielt dann sich und der Umwelt den mustergültigen Deutschen vor. „Aber nachts“, so der Erzähler, „wenn jede Fessel fiel, wenn er den Stachelgürtel auszog und im Bett lag, da wippte er gewiß wie früher mit dem Becken hin und her, steckte die aufgespreizten Hände in die fingierten Westenausschnitte, gurgelte und gröhlte: `Deradáng! Deradáng!` Und die ganze pfälzisch-jüdische Sündflut kam dann heraus.“¹¹² Zu diesen „erbgesessenen Gewohnheiten“ gehört auch Faitels jüdischer Glaube, den Panizza in Form einer pervertierten rabbinischen Thorauslegung auf widerliche, blasphemische Art und Weise denunziert: Bei Spaziergängen mit dem Ich-Erzähler geht Faitel in einem nachgeahmten Dialog zwischen Rabbiner und Talmudschüler der Frage nach, was Gott im Laufe des Tages tue. Nachdem Gott, die Gesetze der Thora studiert, die ganze Welt regiert und ernährt habe, würde er drei Stunden lang „die Männer und die Wai-ber“ „kopulieren“. Als angeblich zentralen Inhalt der jüdischen Religion gibt Panizza eine ungezügelter sexuelle Lusternheit aus, die sich hinter vermeintlich pflichtbewusster Gesetzesfrömmigkeit verstecke und selbst den jüdischen Gott befall. Dies hat nichts mehr mit grotesker provozierender Satire zu tun.

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² Ebd.

Hier werden eine integre Religion und ihre Gläubigen von Panizza nur noch auf widerwärtige Weise in den Schmutz gezogen.

Vordergründig, so der Ich-Erzähler, könnten Faitel und seine Lehrer, Ärzte und Erzieher mit der äußerlichen Verwandlung vom Juden zum Deutschen durchaus zufrieden sein. Und so vergleicht er Professor Klotz in „seinem Beglückungsgefühl“ mit „einem Zirkusdirektor, der ein schwieriges Pferd endlich für die Manege hergerichtet“ habe, und mit dem göttlichen Schöpfer, „der einem kalten Erdenkloß“ und „einem vertrackten Gerippe“ Leben eingehaucht habe.¹¹³ Erneut spricht der Erzähler seinem angeblichen „Freund“ Faitel jede menschliche Qualität ab und erniedrigt ihn auf die Stufe eines dressierten Tieres bzw. unbeseelter toter Materie.

So gelungen die äußerliche Verwandlung Faitels, der von Professor Klotz (einer Art moderner Doktor Frankenstein) zu seinem Assistenten gemacht worden ist, auf den ersten Blick auch sein mag, so fehlt ihm doch zur vollwertigen bürgerlichen Existenz nach Meinung des Erzählers noch die Eheschließung und Familiengründung. Durch seinen immensen Reichtum kann Faitel die „arme, aber schöne, flachshaarige Beamtentochter Othilia Schnack“¹¹⁴ als Braut gewinnen. Othilia ahnt zwar Unheimliches, fügt sich aber letztlich gehorsam dem Willen ihrer Eltern, die vom Reichtum ihres Schwiegersohns in Spe geblendet sind. Vor allem die Mutter, die Faitel durch „taubeneigroße Brillantsteine“ für sich eingenommen hat, stimmt der Eheschließung freudig zu. Panizza verpasst dem Materialismus des deutschen Bürgertums hier einen unmissverständlichen Seitenhieb: Gegen Geld ist es sogar bereit, die eigene Tochter (wie der Kaufmann und Kapitän Daland im „Fliegenden Holländer“ Richard Wagners) selbst einem Ungeheuer zu opfern und zu verkaufen.

Dabei stellt Panizza den „germanischen Nationen“ wenig später durchaus auch ein positives Zeugnis aus, wenn er den Erzähler sagen lässt, dass sie bei der Erschaffung des Menschen durch Prometheus im Gegensatz zu den „asiatisch-romanischen Geschlechtern“ am wenigsten von der Lüge erhalten hätten, die die Menschen „tief unter das Tier“ stelle.¹¹⁵ Aber auch die christliche Religion und ihre Amtsträger sowie die Vertreter der modernen Wissenschaf-

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Ebd.

¹¹⁵ Ebd.

ten bekommen ihr Fett weg: So ist etwa ein hannoverscher protestantischer Pfarrer gegen eine Spende von 5000 Gulden für die Renovierung seiner Kirche bereit, Faitel vor der Hochzeit zu taufen. Und Professor Klotz, der die Wissenschaft und Medizin repräsentiert, attestiert ihm vor seinen Studenten nach entsprechenden Schädelmessungen, dass er in seiner Kopfbildung „am reinsten der Kopfform der seit historischer Zeit in Deutschland ansässig gewesenen Hermunduren“¹¹⁶ entspreche. Doch hinter der Fassade des „blondsträhnigen, hochgewachsenen Jünglings“ erkennt der Erzähler weiterhin „das sinnliche, fleischige, vorgemaulte Sphinxgesicht aus Ägypten“¹¹⁷.

Bei der Hochzeitsfeier im Gasthaus zum weißen Lamm, in der Faitel „endgültig in die christliche Gesellschaft“ eintreten will, werden den Gästen nicht nur „auserlesene Leckerbissen“ vom Schwein vorgesetzt, es fließt auch der Alkohol in Form von Champagner in Strömen. Während der Alkohol bei Faitel innerlich Erinnerungsbezirke in bestimmten Gehirnpartien aufschließt, verhindert das Ablegen des Stachelgürtels (dem „Präservativ für seine korrekte Haltung“¹¹⁸) eine mögliche äußerliche Korrektur. Und so bricht sich das Jüdische in Faitel ungehindert freie Bahn: Mit einem Mal steht kein blondgelockter Germane, sondern ein verkrüppelter Jude vor den Hochzeitsgästen, denen nun „ein blutrünstig angelaufenes, violette Menschenantlitz mit speichelndem Mund, lappig hängenden Lippen und quellenden Augen“ entgegenglotzt.¹¹⁹ Doch Faitel beharrt vor der Hochzeitsgesellschaft darauf, ein ebenbürtiger Mensch zu sein: „Bin ich ä Mensch aß gut und wertvoll als ihr alle!“¹²⁰ Für einen Moment könnte man sich hier als Leser an Büchners Woyzeck erinnert fühlen, wenn der durch die Umstände zum Mörder gewordene Soldat Woyzeck gegen Ende des Dramas den Menschen, die ihn wegen des Bluts an Hand und Ellenbogen angafften, einen Spiegel vorhält und sie mitverantwortlich für den Mord an seiner Geliebten Marie macht: „Meint ihr ich hätt Jemand umgebracht? Bin ich Mörder? Was gafft ihr! Guckt euch selbst an!“¹²¹ Doch anders als Büchner, der Mitgefühl für Woyzeck zeigt und die Gesellschaft für das

¹¹⁶ Ebd.

¹¹⁷ Ebd.

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ Ebd.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Büchner, Georg: Woyzeck, zitiert nach: Lehmann, Werner R.: Georg Büchner. Werke und Briefe, München 1980, S. 178.

Verbrechen mit zur Verantwortung zieht, bleiben Panizza und sein Ich-Erzähler völlig frei von jeglicher Empathie. Beide treiben vielmehr die Demütigung und Denunziation der Titelfigur in den letzten Zeilen der Erzählung auf widerwärtige Weise noch weiter auf die Spitze: Sie lassen Faitel unter schnalzenden und gurgelnden Lauten „mit dem Gesäß ekelhaft lüsterne, tierischhündische Bewegungen“ machen und ihn dabei öffentlich ausrufen, dass Gott drei Stunden lang „die Männer und die Waiber“ „kopulire“. ¹²² Auch äußerlich verwandelt sich Faitel nun in seinen Anfangszustand zurück: Seine blonden, geglätteten Strähnen beginnen, sich zu den alten Sechserlöckchen zu kräuseln, werden rotfarben, schmutzigbraun und schließlich blauschwarz. Sein Gesicht wird schweißig, schlaff und gedunsen, seine Bewegungen exaltiert. Seine Braut flüchtet sich entsetzt in die Arme ihrer Mutter. Am Ende liegt er – „ein vertracktes asiatisches Bild im Hochzeitsfrack“ und „ein verlogenes Stück Menschenfleisch“ vor seinem „Schöpfer“ Klotz „zuckend und gekrümmt“ auf dem Boden und wälzt sich in seinen eigenen körperlichen Ausscheidungen und Exkrementen, die einen entsetzlichen Geruch verbreiten. ¹²³

Seiner Erzählung stellt Panizza die drittletzte Strophe von Gottfried August Bürgers Ballade „Leonore“ voran: Der im Siebenjährigen Krieg gefallene Verlobte Leonores holt sie – nachdem sie sich wegen dessen Schicksal blasphemisch über Gott geäußert hatte – zu einem nächtlichen Ritt ins Totenreich ab. Leonore folgt seiner Einladung und stirbt am Ende in ihrem „Hochzeitsbett“, das sich als Sarg herausstellt. In der von Panizza zitierten Strophe wird sich Leonore bewusst, dass ihr Verlobter wirklich tot ist: Sein Kopf verwandelt sich in einen nackten Totenschädel, zeigt seine wahre Gestalt. Panizza sah offenbar in diesem schonungslosen Vorgang der Desillusionsierung einen Vergleichspunkt für seine Erzählung: So wie Leonore erkennen muss, dass ihre Hoffnung auf Rückkehr des Geliebten sich als trügerisch erweist, soll der Leser erkennen, dass die Vorstellung einer Assimilation der jüdischen Bevölkerung letztlich nur ein Trugschluss und eine Illusion ist. Aus einem Juden könne – so die Botschaft Panizzas – auch mit dem größten Aufwand und den modernsten wissenschaftlichen Anstrengungen kein wirklicher Mensch, ge-

¹²² Panizza, Oskar: Der operirte Jud. Zitiert nach: Projekt Gutenberg: <https://www.projekt-gutenberg.org/panizza/operjud/operjud.html>, 29.1.2023

¹²³ Ebd.

schweige denn ein echter Deutscher werden. Er ist und bleibt für den Erzähler und auch für Panizza ein Jude, der mehr tierische als menschliche Züge trägt und keine wirkliche Seele besitzt. Die Art und Weise wie Panizza dies seiner Leserschaft zu vermitteln sucht, übersteigt an Widerwärtigkeit und Niedertracht sogar noch die antisemitischen Ausfälle eines Richard Wagner. Dabei lassen sich Panizzas Entgleißungen nicht – wie von manchen Interpreten gesehen – mit den Stilmitteln der Groteske und der Satire beschönigen. Das wäre etwa ähnlich unpassend, wie wenn man die entmenschlichten antisemitischen Fratzen des „Stürmers“ mit dem Hinweis, dass es sich bei ihnen ja nur um Karikaturen handeln würde, zu entschuldigen suchte.

Panizza spielt, wie Ariane Totzke aufgezeigt hat, in seiner Erzählung auch auf die zu seiner Zeit sich etablierende Schönheitschirurgie im Allgemeinen und die Tätigkeit der Ärzte Julius Wolff und Jacques Joseph im Besonderen an. Joseph, der auch den Spitznamen „Nasenjoseph“ hatte, konnte mit seinen operativen Nasenkorrekturen vor allem sehr viele Juden als Patienten gewinnen, die sich durch seine Schönheitsoperationen erhofften, mit ihren „Judennasen“ ein wesentliches Zeichen ihrer gesellschaftlichen Stigmatisierung loszuwerden. Auch Werner Sombarts und Otto Weiningers antisemitische Vorstellungen von einer Vererbung vermeintlich typisch jüdischer Rassenmerkmale und Rasseneigenschaften flossen in Panizzas Erzählung ebenso ein wie der zeitgenössische Streit über das Für und Wider der Assimilation der jüdischen Bevölkerung. „Assimilationsstreit und Judenfrage werden“, so Ariane Totzke, bei Panizza „auf dem Körper ‚des Juden‘ ausgetragen“. ¹²⁴ Zwar kritisiert der Kissinger Autor auch die wilhelminische Gesellschaft, die moderne Wissenschaft, das materialistische Bürgertum und die Verlogenheit der Kirche, doch dominiert letztlich sein menschenverachtender Antisemitismus die Erzählung. Panizzas widerwärtige antisemitische Darstellung im „Operirten Jud“ stellt dabei in seinem Werk keinen Einzelfall dar: Auch in den beiden Artikeln „Ueber Selbstmord“ und „Bayreuth und die Homosexualität“ lässt sich der Kissinger Autor über die körperliche und geistige Versehrtheit der Juden aus, die – wie Ariane Totzke bemerkt – „mit einer Disposition zur Homosexualität

¹²⁴ Totzke, Ariane: Der ‚transnationale Körper‘ als Kampfplatz. Oskar Panizzas antisemitisches Panoptikum in „Der operirte Jud“. In: Literaturkritik.de: <https://literaturkritik.de/id/17983>, 29.1.2023

und zur Emotionslosigkeit einhergehe“¹²⁵. Ebenso ist sein Pamphlet „Mach' Mores Jud'!“ vollgesogen und durchdrungen von antisemitischen Vorstellungen. Und seinem Unterstützer Otto von Grote schreibt er im Oktober 1896, dass ihm sein Volontariat im jüdischen Bankhaus Bloch & Co. in Nürnberg die Gelegenheit gegeben habe, „in die schmutzigen Geldwühlereien u. Spekulationen namentlich der Juden Einblick zu thun“¹²⁶.

Für Michael Bauer stehen hingegen den „antisemitischen und gegen den `welschen Erbfeind' gerichteten Aussagen“ Panizzas „frankophile und Adolf Stöckers Judenhaß verurteilende Stellungnahmen“ gegenüber.¹²⁷ So habe Panizza etwa im Januar 1893 bei einer Protestversammlung in München gegen neue Zensurbestimmungen eine Gruppe Antisemiten zum Schweigen gebracht, indem er den Sozialdemokraten Georg von Vollmar zu einem Beitrag aufgefordert habe.¹²⁸ Und im Aufsatz „Der Klassizismus und das Eindringen des Varieté“ verteidigte Panizza den von ihm bewunderten Heinrich Heine gegen die antisemitischen Invektiven des Berliner Hofpredigers Alfred Stöcker und des nationalistischen Historikers Heinrich von Treitschke: „Ich glaube schließlich gern, daß auch in unseren Tagen Stöcker und Treitschke den toten Heine als `Judenjungen' mit kräftig germanischer Faust abzubeuteln suchten, denn sie wußten wohl, daß dieser feine Artist und internationale Varieté-Künstler auch ihnen die Basis für ihr großdeutsches Maulheldentum entzogen hatte.“¹²⁹ Am 30. August 1891 hob Panizza in einem Brief an den schwäbischen Lyriker und Mundartdichter Cäsar Flaischlen sogar die besondere Bedeutung der Juden für die deutsche Gesellschaft, Kultur und Kunst positiv hervor: „Der jüdischen Nüanße werden wir in Europa überhaupt nicht entraten können. So wenig wie der China-Rinde, des Morfiums und des Tabaks. Aber auch in politischer Beziehung wäre eine Massen-Auswanderung der Juden ein Verlust für uns. So lange wir in Zeitläuften wie den heutigen leben, wo die Fürsten sich für Gott erklären, und das Volk für Drek halten [...] können wir dieser `Fremden' mit ihrer uralten Vergangenheit und politischen Abgeschliffenheit gar nicht entbehren. Sie mit ihrem so viel reineren Gottes-Begriff und

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Zitiert nach Bauer, Michael: Oskar Panizza. Ein literarisches Porträt, München/Wien 1984, S. 91

¹²⁷ Bauer, S. 8

¹²⁸ Vgl. Bauer, S. 140

¹²⁹ Zitiert nach: Wikipedia, Art. Oskar Panizza: https://de.wikipedia.org/wiki/Oskar_Panizza, 30.1.2023

ihren von allem abergläubischen Menschenwerk gereinigten metafysischen Anschauungen werden für die Vergottungs-Gelüste der abendländischen Fürsten, da wo das abendländische Volk gläubig anstaunt, nur einige Heiterkeits-Anwandlungen haben. [...] Schimpft mir also nicht so viel über die Juden!“

¹³⁰ Aber selbst in dieser durchaus positiv gemeinten Stellungnahme Panizzas blieben Juden für ihn, so notwendig und wichtig sie auch waren, letztlich Fremde.

Geboren wurde Oskar Panizza ¹³¹ am 12. November 1853 in Bad Kissingen als viertes von fünf Kindern des Hotelierhepaares **Karl Panizza** (1808-55) und **Mathilde Speeth** (1821-1915). Sein Großvater Andrea Bonaventura Leopoldo Panizza (1772-1833), der aus einer Familie von Fischern und Korbflechtern am Comer See stammte, wanderte 1794 nach Würzburg aus, um dort Seidenraupen zu züchten. Aus seiner Ehe mit der Augsburgerin Anna Schulz gingen 14 Kinder hervor. Sein Sohn Karl Panizza erblickte am 30. September 1808 in Würzburg das Licht der Welt. Der gelernte Kellner und spätere Hotelier, Hochstapler, Spieler und Schuldenmacher (wie ihn der Autor Herbert Rosendorfer in seinem Gedenkblatt für Oskar Panizza treffend charakterisierte ¹³²) heiratete 1844 die 13 Jahre jüngere Mathilde Speeth (1821-1834), die Tochter des Coburger, später Würzburger Weinhändlers und Kaufmanns Johann Nepomuk Speeth (1780-1834). Mathilde Speeth kam mütterlicherseits aus einem alten Hugenottengeschlecht: Ihr Vorfahre Otto Mechtold (der ursprünglich de Messler hieß) war mit seinem Bruder nach dem Massaker der Bartholomäusnacht 1572 nach Deutschland geflohen, wo er 1583 in Coburg starb.

¹³⁰ Zitiert nach ebd.

¹³¹ Vgl. zu seiner Person und Biografie: Rosendorfer, Herbert: Sein Geist zerriß ... Ein Gedenkblatt für Oskar Panizza. In: Rodoni.ch: <https://www.rodoni.ch/busoni/wolfbusoni/rosendorfer3.html>, 30.1.2023; Wikipedia, Art. Oskar Panizza: https://de.wikipedia.org/wiki/Oskar_Panizza, 30.1.2023; Bauer, Michael: Oskar Panizza. Ein literarisches Porträt, München/Wien 1984.

¹³² Vgl. Rosendorfer, Herbert: Sein Geist zerriß ... Ein Gedenkblatt für Oskar Panizza. In: Rodoni.ch: <https://www.rodoni.ch/busoni/wolfbusoni/rosendorfer3.html>, 30.1.2023



Mathilde Panizza © Monacensia Literaturarchiv P/a 18



Hotel Russischer Hof (heute Rehaklinik Am Kurpark) © RehaZentren Baden-Württemberg

Zu einem Problem wurde zwischen dem Katholiken Karl Panizza und seiner evangelischen Braut sowie deren Familien die Frage der Konfession zukünftiger Kinder: Jeder beharrte zunächst darauf, dass diese in der eigenen Konfession getauft und erzogen werden sollten. „Nach einigem Hin und Her“, so Herbert Rosendorfer, „einigte man sich auf einen seltsamen Kompromiß: sollte das erste Kind männlichen Geschlechts sein, sollten alle Kinder katholisch getauft und erzogen werden; im Falle einer Tochter aber evangelisch. Alle waren damit einverstanden, nur Carl Panizzas strenggläubige Schwester nicht; sie verlangte die bedingungslose katholische Erziehung aller Kinder, andernfalls sie ihrem Bruder das Darlehen nicht geben werde, das er für die Pacht eines Hotels in Bad Kreuznach benötigte. Unverschämt kurz vor der Hochzeit -- die Gäste waren schon eingeladen -- stellte dann der Bräutigam der Braut das Ultimatum: entweder die Zusage der katholischen Erziehung aller Kinder oder Platzen der Hochzeit. Mathilde Speeth fügte sich, aber nicht aus Nachgiebigkeit und Schwäche [...], sondern aus Aberglauben: Sie ließ ein

Orakel sprechen, und das fiel zugunsten der Katholizität aus.“¹³³ Dieser Regelung entsprechend wurden die fünf Kinder Maria (1846-1925), Felix (1848-1908), Karl (1852-1916), Oskar (1853-1921) und Ida (1855-1922) katholisch getauft und zunächst auch katholisch erzogen. Nach dem frühen Tod des Vaters, der 1850 das Hotel „Russischer Hof“ in Bad Kissingen übernommen hatte und bereits im November 1855 hochverschuldet mit nur 47 Jahren an Typhus starb, führte die streng pietistische Mutter, die das Hotel zu neuer Blüte brachte, den Konfessionswechsel ihrer Kinder durch. Sie berief sich dabei darauf, dass ihr Mann ihr dies zwei Tage vor seinem Tod ausdrücklich gestattet hätte. Der Konfessionswechsel rief den katholischen Pfarrer Anton Gutbrod auf den Plan. Er bezweifelte, dass Karl Panizza bei seinem Versprechen noch bei klarem Verstand gewesen sei und verklagte Mathilde Panizza beim Landgericht Kissingen, das sich dann auch für Gutbrod und eine katholische Erziehung der Kinder aussprach. Doch Mathilde Panizza, die – wie Herbert Rosendorfer bemerkte – „so verbissen pietistisch wie ihr Widerpart Gutbrod katholisch“¹³⁴, gab nicht auf und führte den Konfessionsstreit durch mehrere Instanzen bis zum bayerischen König. Nachdem aber jedes Mal das ursprüngliche Urteil des Kissinger Landgerichts bestätigt worden war, schickte sie ihre Kinder schließlich außer Landes zu Verwandten in Schwaben und Hanau. 1859 verzichtete König Max II. Joseph auf die Durchsetzung der Gerichtsurteile und akzeptierte die evangelische Erziehung der Kinder als Privatsache. Von 1863 bis 1868 ging Oskar auf das pietistische Knabeninstitut der Brüdergemeinde Kornthal. Nach seiner Konfirmation 1868 kehrte er nach Kissingen zurück und besuchte bis 1870 in Schweinfurt das dortige Gymnasium. Danach wechselte er an ein Münchner Gymnasium, zeigte jedoch wenig Interesse an der Schule, so dass er bereits ein Jahr später das Gymnasium wieder verließ und eine Zeitlang Privatunterricht nahm. Doch konnte auch dieser ihn nicht motivieren, sein Abitur zu machen. Statt wie von der Mutter erhofft Pfarrer zu werden, schrieb er sich am Münchner Konservatorium für Gesang ein.

¹³³ Ebd.

¹³⁴ Ebd.



Oskar Panizza © Monacensia Literaturarchiv P/a 1732

Auch der Versuch Mathildes, ihren Sohn nach Kissingen zurückzuholen und ihn im Hotelbetrieb ausbilden zu lassen, scheiterte letztlich ebenso wie ein kurzes Bankvolontariat in Nürnberg. Panizza kehrte nach München zurück, nahm sein Musikstudium wieder auf, musste aber schon bald seinen einjährigen Militärdienst ableisten. Danach setzte er zunächst sein Musikstudium fort und besuchte an der Universität München Veranstaltungen der Philosophischen Fakultät. Doch dann entschloss er sich, sein Abitur an seinem alten Gymnasium in Schweinfurt nachzuholen. Mit 23 Jahren legte er dort die Reifeprüfung erfolgreich ab. Er studierte nun in der bayerischen Landeshauptstadt Medizin, nahm danach eine Assistentenstelle im Klinikum links der Isar an und promovierte 1880 summa cum laude. Nach einer mehrmonatigen Tätigkeit in einem Militärlazarett ging er für ein halbes Jahr nach Paris, um dann 1882 für zwei Jahre als Assistenzarzt an die Kreis-Irrenanstalt in München zu gehen, die unter der Leitung Bernhard von Guddens stand, der später bei der Absetzung Ludwig II. eine maßgebliche Rolle spielte und mit diesem auf ungeklärte Art und Weise im Starnberger See zu Tode kam. Nach einem kurzen Intermezzo als praktischer Arzt wandte sich Panizza ganz der Literatur zu. Ermöglicht wurde dies durch die von seiner Mutter ausgestellte Jahresrente von 6000 Mark, was für die damalige Zeit ein beträchtliches Vermögen war. Als er sich weigerte, aus der literarischen „Gesellschaft für modernes Leben“ auszutreten, wurde er 1891 unehrenhaft aus der Armee entlassen.

Eine anschauliche Charakterisierung Panizzas während seiner Münchner Zeit liefert der Kapellmeister und Komponist **Hans Richard Weinhöppel** (1867-1938), der der musikalische Leiter der „Gesellschaft für modernes Leben“ und des berühmten Münchner Kabarets „Die Elf Scharfrichter“ war und unter seinem „Scharfrichter-Namen“ Hannes Ruch publizierte. Weinhöppel (alias Ruch) und Panizza gehörten dem Kreis um den naturalistischen Dichter Michael Georg Conrad (1846-1927) an und trafen sich mit ihm und Gleichgesinnten auch häufig zum Stammtisch: „Panizza“, so Weinhöppel, „war ein gern gesehener Gast an unserem Tische. Sein glattrasiertes, sympathisch-offenes Gesicht, das manchmal fast apathisch und nichtssagend dreinschauen konnte, belebte sich wunderbar, wenn eine Idee ihn anregte, wenn er im Gespräche nach Ausdruck rang. Die hellen blauen Augen konnten einen dann

verteufelt klug anblitzen, und das fast unausgesetzte, jesuitische Lächeln seines Mundes stand in einem seltsamen Kontrast zu den unglaublichen Derbheiten und Aufrichtigkeiten, die er vom Stapel ließ, wenn es ans Diskutieren ging. Seine Anwesenheit verbreitete stets eine behagliche Stimmung; man hatte das angenehm-prickelnde Gefühl, neues, kulinarisch reizvoll Tolles vorgesetzt zu bekommen. Dieser erzgescheite Mensch mit dem scharfen Blick geistiger Überlegenheit und großer Welterfahrung, mit dem vitalen Gehirn, dem Hautgout einer dekadenten Weltanschauung und den blasphemischen Kühnheiten übte auf uns denselben Reiz aus, wie die verbotene Lektüre eines Boccaccio oder Casanova, Anno dazumal, als wir noch die Schulbank drückten. Seine Schriften kannten wir fast ausnahmslos; sie fesselten uns in demselben Grade, wie sie uns befremdeten. Schon damals fanden sich zahlreiche Gegner der Panizzaschen Muse. Und wahrlich: bei dieser ungewohnten, schwerverdaulichen Mischung von bäurischer Derbheit und raffiniertester Feinschmeckerei konnte kein Alltagsmensch auf seine Kosten kommen. wir aber, die wir das Ungewohnte, Neue suchten, liebten ihn. Verblüffend wirkte seine stupende Belesenheit und sein ungewöhnliches Gedächtnis. Er war ein großes Nachschlagebuch, das man niemals vergeblich um Auskunft fragte. Seine Gespräche würzte er mit zahllosen Beispielen aus der Literatur aller Länder und Zeiten; er erinnert in dieser Hinsicht an Karl Julius Weber, den Verfasser des ergötzlichen 'Demokritos'. Panizzas Fähigkeit, alles in der Originalsprache zu zitieren und auch sofort mustergültig aus dem Stegreif zu übersetzen oder zu kommentieren, löste allenthalben Erstaunen und Bewunderung aus. Ich war bald ganz im Banne dieses wunderlichen Menschen und suchte seine Gesellschaft, wo ich nur konnte; damals stagnierte meine mit Vehemenz und Selbstgefälligkeit begonnene Produktivität vollkommen: so rückständig kam ich mir diesem Alleswisser gegenüber vor. Willenlos überließ ich mich ganz dem heimlichen Grauen, das mir dieser vielgewandte, vielverschlagene Phantast weckte. [...] Dieser genialische Kopf besaß nicht nur den durchdringenden Blick des Psychiaters und die unerbittliche Logik des Philosophen, er war auch ganz besonders begabt mit einer ungeheuren Phantasie. Sein Gehirn war ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Seinen unwiderstehlichen Hang zum Zynischen milderte rührende Aufrichtigkeit und gaminhafter [lausbubenhafter] Humor. Sei-

ne im Grund lutherische Gesinnung hatte er ins Moderne erweitert, ohne seinen fanatischen Antikatholizismus dabei einzuschränken. Diesen polemisierenden und engherzigen Glaubenshaß verquickte er mit überschäumender Phantasie, letztere oft in den Dienst des ersteren stellend.“¹³⁵

Für einen handfesten Skandal sorgte Panizza mit seinem Drama „Das Liebeskonzil“, das er 1894 in Zürich veröffentlichte. „Panizza, der ja“, so Herbert Rosendorfer, „nicht ohne originelle Einfälle war, freilich ohne Talent für dramatische Proportionen für diese Einfälle, läßt im Liebeskonzil in einer Parodie des Goetheschen `Vorspiels im Himmel` eine verrottete himmlische Gesellschaft, bestehend aus einem schon völlig vertrottelten Gott-Vater, einem smarten Gott-Sohn, einer mondänen Maria usw., ihre Schwierigkeit erkennen, die zunehmend aufgeklärte Menschheit bei der Stange des dumpfen Aberglaubens zu halten, wodurch natürlich die Herrschaft der Himmlischen allein gewährleistet ist. Rettung kann nur der Teufel bringen. Er wird zitiert, von den Himmlischen umschmeichelt und beauftragt, irgendetwas zu erfinden, was dem Menschen die geschlechtliche Lust vergällt, ihn aber nicht tötet und ihn weiterhin erlösungsbedürftig macht. [...] Dem Teufel gelingt das mit der Erfindung der Syphilis, die er mit Hilfe der Sittenlosigkeit am päpstlichen Hof verbreitet.“¹³⁶ Die Polizei beschlagnahmte im Januar 1895 alle in Deutschland im Umlauf befindlichen Exemplare und der Münchner Staatsanwalt Eugen Nepomuk Joseph Freiherr von Sartor auf Gansheim erhob Anklage wegen Blasphemie gegen den Kissinger Autor, nachdem sich ein Leipziger Polizist (wohl unter dem Druck seines Vorgesetzten) sich bereiterklärt hatte auszusagen, dass er am Inhalt des Dramas Ärgernis genommen habe. Am 30. April 1895 verurteilte das Landgericht München I Panizza wegen Blasphemie in 99 Fällen zu einem Jahr Einzelhaft in Amberg. Herbert Rosendorfer, der selbst ja auch Jurist gewesen ist, sah darin einen klaren Fall von Rechtsbeugung, denn aufgrund der geringen Verbreitung des Werkes (in München waren gerade einmal 23 Exemplare verkauft worden) hätte er nach geltendem Recht überhaupt nicht verurteilt werden dürfen. Panizza, der bereits vor seiner Verhaf-

¹³⁵ Ruch, Hannes: Vorwort zur Ausgabe von Panizzas „Visionen der Dämmerung“, zitiert nach: Projekt Gutenberg: <https://www.projekt-gutenberg.org/panizza/visionen/chap001.html>, 31.1.2023

¹³⁶ Vgl. Rosendorfer, Herbert: Sein Geist zerriß ... Ein Gedenkblatt für Oskar Panizza. In: Rodoni.ch: <https://www.rodoni.ch/busoni/wolfbusoni/rosendorfer3.html>, 30.1.2023

tung mit Depressionen und psychischen Problemen zu kämpfen hatte, zerbrach unter den Bedingungen seiner Haft. Hannes Ruch bemerkte nach der Haft eine deutliche Veränderungen an seinem alten Bekannten: „Als ich nach fünfjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückkehrte, feierten gerade die Münchener Freunde Panizzas Entlassung aus der Gefangenschaft. Etwas blaß und mager war er geworden, doch schien er heiter und guter Dinge. Im stillen Zwiegespräch aber erkannte ich bald den starken Wechsel, den die grauen Stunden der Gefängniszelle hervorgebracht hatten. Aus dem Denker war ein Grübler, aus dem Wissenden ein Zweifler, aus dem Lachenden ein Grinsender geworden. Seine abgedämpfte Stimme und sein umflortes Auge standen in erschütterndem Widerspruch zu der bowlengeschwängerten Atmosphäre und zu der geräuschvollen Heiterkeit jener Stunden im Münchner Ratskeller.“¹³⁷

Nach seiner Entlassung ließ Oskar Panizza sich aus der bayerischen Staatsangehörigkeit entlassen und emigrierte 1896 nach Zürich, wo er in unregelmäßigen Abständen die „Zürcher Diskußjonen“ über Themen des modernen Lebens herausgab. Ende Oktober 1898 wurde Panizza aus Zürich ausgewiesen, offiziell wegen seiner Beziehung zu der 15-jährigen Prostituierten Olga Rumpf, eigentlich aber wegen seiner anarchistischen Einstellung. Nur kurze Zeit zuvor war nämlich die österreichische Kaiserin Elisabeth in Genf von einem Anarchisten ermordet worden. In diesem Kontext schien Panizza den Behörden zu gefährlich zu sein. Er übersiedelte nach Paris, wo seine psychischen Probleme sich zu massiven Depressionen und zu Verfolgungswahn steigerten. In seiner sechsjährigen Zeit in der französischen Metropole lieferte er sich einen immer entfesselteren Krieg mit dem deutschen Kaiser Wilhelm II. Ende Januar 1900 erhob Freiherr von Sartor Anklage wegen Majestätsbeleidigung. Wenige Tage später wurde Panizza mit einem internationalen Steckbrief gesucht und einige Wochen später sein gesamtes Vermögen, immerhin 185 000 Mark, wiederum unter Beugung des geltenden Rechts beschlagnahmt. Nachdem er noch nicht einmal seine Miete zahlen konnte, stellte er sich Mitte April 1901 der Münchner Justiz, die ihn verhaftete, das Verfahren gegen ihn wieder aufnahm und ihn in der Kreis-Irrenanstalt, an der er zwei Jahre als Assistenzarzt tätig gewesen war, auf seinen Geisteszustand untersuchen ließ. Das Gut-

achten erklärte ihn für paranoid und unzurechnungsfähig. Daraufhin wurde die Anklage gegen ihn fallengelassen und er selbst auf freien Fuß gesetzt. Sein Vermögen war bereits Mitte April 1901 vom Gericht freigegeben worden. Ende August 1901 ging er wieder nach Paris, wo sich seine psychische Lage immer mehr verschlechterte und Panizza bei sich selbst eine „Dissoziation der Persönlichkeit“ feststellte. Er kehrte schließlich nach München zurück. Um seine Aufnahme in einer Heilanstalt zu erzwingen, lief er – lediglich mit Unterwäsche bekleidet – von seiner Wohnung zum Siegestor. Von der Irrenstation des städtischen Krankenhauses 1/I wurde er im März 1905 in die Anstalt für Gemütskranke St. Gilgenberg bei Bayreuth überwiesen und im April desselben Jahres gegen seinen Willen gerichtlich entmündigt. 1907 wechselte er in das luxuriöse Herz- und Kreislaufkrankenhaus „Mainschloß Herzogshöhe“ bei Bamberg, das von dem jüdischen Arzt Albert Würzburger gegründet worden war. Panizza selbst führte seine psychische Erkrankung auf eine Syphilisinfektion zurück, was aber letztlich ungesichert ist. Vermutlich hat er sich in der Nachfolge großer Künstler und freier Geister lediglich zum Syphilitiker stilisiert. Am 28. September 1921 starb Oskar Panizza nach einigen Schlaganfällen im „Mainschloß Herzogshöhe“ mit 67 Jahren und wurde auf dem Stadtfriedhof Bayreuth ohne Grabstein begraben. Seine Mutter sollte ihn um 14 Jahre überleben. Sie starb 1915 im Alter von 94 Jahren.

Zu Panizzas Bewunderern zählten u. a. Kurt Tucholsky und Theodor Fontane. Für Tucholsky war Panizza, „als er noch bei Verstande war, der frechste und kühnste, der geistvollste und revolutionärste Prophet seines Landes gewesen [...]. Einer, gegen den Heine eine matte Zitronenlimonade genannt werden kann und einer, der in seinem Kampf gegen Kirche und Staat [...] bis zu Ende gegangen ist.“¹³⁸ Und Theodor Fontane bemerkte über das „Liebeskonzil“ und seinen Autor: „Lesen Sie’s. Es ist sehr schwierig (polizeischwierig), aber sehr lohnend. Es ist ein bedeutendes Buch, und ein Jahr Gefängnis sagt gar nichts. Entweder müsste ihm [Panizza] ein Scheiterhaufen oder ein Denkmal errichtet werden.“¹³⁹ Anders fällt das Urteil Herbert Rosendorfers über den Kissinger Autor aus: „Es gibt in der Literaturgeschichte Gestalten, deren Le-

¹³⁸ Zitiert nach: Wikipedia, Art. Oskar Panizza: https://de.wikipedia.org/wiki/Oskar_Panizza, 30.1.2023

¹³⁹ Zitiert nach ebd.

ben bedeutender ist als ihre Werke, und die dennoch die Aufmerksamkeit des Betrachters verdienen. Oskar Panizza gehört zu diesen Gestalten.“¹⁴⁰

Bei aller berechtigten Kritik an Panizzas Antisemitismus sollte man jedoch nicht vergessen, dass auch viele andere Künstler, Literaten und Intellektuelle seiner Zeit von der Seuche des Antisemitismus infiziert waren. Selbst ein in vielen Dingen so weltoffener Geist wie Theodor Fontane blieb von ihr nicht verschont, auch wenn seine antisemitischen Vorurteile vor allem in seinen privaten Briefen auf beklemmende Weise zu Tage traten. **Theodor Fontane** (1819-98) war dabei mit Kissingen durchaus sehr eng verbunden. Insgesamt verbrachte er mehr als ein Vierteljahr seines Lebens in der Kurstadt. Ende August 1867 führte ihn sein Weg als Berichterstatter über den Deutschen Krieg erstmals an die fränkische Saale. In den Jahren 1889 bis 1891 kam er dann mit seiner Ehefrau Emilie jeweils für mehrere Wochen als Kurgast nach Kissingen: 1889 reiste er zunächst alleine am 27. Juni an, seine Frau kam eine Woche später am 4. Juli nach. Quartier bezogen die Fontanes, die bis zum 6. August blieben, in dem Hotel Garni von Gottfried Will. Im folgenden Jahr hielten sie sich vom 16. Juni bis zum 15. Juli und 1891 vom 3. bis zum 30. Juni im Weltbad an der fränkischen Saale auf.¹⁴¹ Wiederum wohnten sie bei Gottfried Will, dessen solide Pension sie sehr zu schätzen wussten, wie ein Brief Fontanes an seine Tochter Mete vom 3. August 1889 bezeugt: „Wir haben es hier sehr gut getroffen, Hausaufenthalt vorzüglich, alles sauber, freundlich, nett und nicht zu theuer, dazu Bekannte verschiedenster Art, dennoch bleibt, namentlich beim Mittagstisch, viel zu wünschen übrig, und wer diese 4 oder 5 Wochen in einem minder guten Hause, oder wohl gar in einem anspruchsvollen Hotel mit unverschämten Oberkellnern und im Uebrigen fremd und einsam zubringen muß, für den ist solch Aufenthalt eine wahre Tortur und die beste Brunnennixe kann weder mit ihrem Glauber- noch Bittersalz all den `runtergeschluckten Aerger aus Leber und Galle wieder herausfegen.“¹⁴² Auch noch während ihres

¹⁴⁰ Rosendorfer, Herbert: Sein Geist zerriß ... Ein Gedenkblatt für Oskar Panizza. In: Rodoni.ch: <https://www.rodoni.ch/busoni/wolfbusoni/rosendorfer3.html>, 30.1.2023

¹⁴¹ Vgl. Berbig, Roland: Theodor Fontane Chronik digital. Auf der Grundlage der »Theodor Fontane Chronik« (5 Bde., Berlin: De Gruyter 2010) hg. v. Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 2021ff. URL: <https://www.fontanearchiv.de/chronik/1889-06-27>; <https://www.fontanearchiv.de/chronik/1890-06-16>; <https://www.fontanearchiv.de/chronik/1891-06-03>, 15.2.2023

¹⁴² Fontane, Theodor: Brief an seine Tochter Martha (Mete) vom 3. August 1889. Der Text wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

letzten Aufenthaltes in der Kurstadt fiel das Urteil Fontanes über seinen Quartiergeber äußerst positiv aus, wie sein Brief an Karl Zöllner vom 9. Juni 1891 belegt: „Bei Gottfried Will ist es heuer so voll, daß einzelne ›alte Kunden‹ unterm Dach in kleinen Mansarden haben untergebracht werden müssen. Andre Logirhäuser sind noch halb leer und mehr als halb; man sieht daran, daß es immer noch viele Leute giebt, denen prunklose Solidität lieber ist, als der moderne Schwindel.“¹⁴³

Sein Verhältnis zum Judentum ist ungleich schwerer zu fassen als der offene Antisemitismus Panizzas: Erschreckenden antisemitischen Äußerungen (vor allem in den Briefen) stehen zahlreiche enge Freundschaften mit Juden und konvertierten Juden und durchaus positive Aussagen über Juden als Träger der Kultur und Wissenschaft gegenüber, was den Germanisten Wolfgang Paulsen veranlasst haben dürfte, Fontane als „philosemitischen Antisemiten“ zu bezeichnen. Und der Historiker Thomas Brechenmacher ergänzt: „Seine Briefe zeigen Fontane als Menschen, der in Vorurteilsstrukturen verhaftet war, dem es aber immer wieder gelang, aus diesen auszubrechen.“¹⁴⁴ Fontane selbst äußerte sich in einem Brief an seine Tochter Martha (Mete) vom 9. Juni 1890 über seinen Antisemitismus, nachdem er ihr über eine Wasserpartie berichtet hatte, an der auch einige Juden teilgenommen hatten: „Judengesellschaften sind nicht mein Ideal und eine feine, glücklich componirte Christengesellschaft ist mir viel lieber. Aber solche glücklich zusammengesetzte Christengesellschaft ist sehr selten zu finden. Nimm Zöllners letzte Gesellschaft [...] so muß ich mit Trauer gestehn, daß das alles an Bildung, Angeregtheit, Interesse, hinter solcher Judengesellschaft zurückbleibt. Unter Thränen wachse ich immer mehr aus meinem Antisemitismus heraus, nicht weil ich will, sondern weil ich muß.“¹⁴⁵ Fontane offenbart hier seine ganze innere Zerrissenheit: Er gesteht ganz offen seine antisemitischen Vorurteile und seine Abneigung gegen Juden ein, gibt aber auch zu verstehen, dass er sich vorgenommen habe, sie zu überwinden. Doch tut er dies letztlich nicht aus innerem Antrieb oder Über-

¹⁴³ Fontane, Theodor: Brief an Karl Zöllner vom 9. Juni 1891. Der Text wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

¹⁴⁴ Uni-Potsdam.de: „Kein verbahrter Ideologe“ – Theodor Fontanes schwieriges Verhältnis zum Judentum. In: <https://www.uni-potsdam.de/de/nachrichten/detail/2019-06-25-kein-verbahrter-ideologe-theodor-fontanes-schwieriges-verhaeltnis-zum-judentum>, 5.2.2023

¹⁴⁵ Fontane, Theodor: Brief an Martha (Mete) Fontane vom 9.6.1890, zitiert nach: Dieterle, Regina (Hrsg.): Theodor Fontane und Martha Fontane: ein Familienbriefnetz, Berlin, New York 2002, S. 379

zeugung, sondern lediglich aus der Not heraus und „unter Tränen“. Er würde offenbar liebend gerne auf die Gesellschaft von Juden verzichten, kann diesen Wunsch aber mangels adäquater christlicher Alternativen nicht verwirklichen. Rational erkennt er, dass seine Vorurteile letztlich nicht haltbar sind (und genauso oder sogar noch stärker auf Christen zuträfen), tut sich aber innerlich schwer damit, sich von ihnen zu trennen. In der Öffentlichkeit unterdrückte er so manchen antisemitischen Kommentar, der ihm auf der Zunge lag, um nicht in einem schlechten Licht zu erscheinen: „Und dabei darf man nicht mal Antisemit sein, weil das wieder zu dumm und roh sein würde“¹⁴⁶.

Fontane gab seinen Antisemitismus als eine Begleiterscheinung des Alters aus, wie aus einem Brief seiner Tochter Mete an Lise Mengel-Witte hervorgeht: „Papa ist etwas unsicherer Stimmung u. schimpft mehr wie schön ist auf die Juden; er hat uns gesagt, es wäre eine Alterserscheinung, wenn man über 70 so fanatisch würde“¹⁴⁷. Doch Fontanes antisemitische Vorurteile zeigten sich nicht erst im hohen Alter, wie einige Fontaneexperten (und Fontane selbst!) betonten, sondern waren bereits schon sehr früh bei ihm zu finden. So rügte zwar Fontane etwa in seiner 1855 veröffentlichten Rezension von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ dessen negative Darstellung der Juden als gerissene, geld- und machtgierige Materialisten, denen jedes Mittel recht sei, um ihre Ziele zu erreichen, räumt dann aber im Blick auf die Juden zugleich ein: „Zugegeben, daß es besser wäre, sie fehlten, oder wären anders, wie sie sind.“¹⁴⁸ Diese Aussage bildet durchaus eine Konstante im Leben Fontanes: Noch 30 Jahre später bekennt er Mathilde von Rohr in einem Brief vom 13. Juli 1885 aus Krummhübel: „Feine Juden liebe ich, aber wenn sie gewöhnlich sind, sind sie furchtbar.“¹⁴⁹ Derselben Adressatin gegenüber machte Fontane bereits am 1. Dezember 1880 den „grenzenlosen Übermut“ der Juden für mögliche negative Reaktionen der nichtjüdischen Umwelt in der Zukunft verantwortlich: „Und das steht mir fest, wenn sie [die Juden] [eine ernste Niederlage] jetzt *nicht* erleiden und sich auch nicht ändern, so bricht in Zeiten, die

¹⁴⁶ Zitiert nach Dieterle, S. 28

¹⁴⁷ Fontane, Martha: Brief an Lise Mengel-Witte, zitiert nach Dieterle, S. 27

¹⁴⁸ Zitiert nach: Sammelrezension Theodor Fontane, das Fremde und die Juden. In H-net.org: <https://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=19531>, 5.2.2023

¹⁴⁹ Fontane, Theodor: Brief an Mathilde von Rohr vom 13.7.1885 aus Krummhübel, zitiert nach Diederichs, Ulf: Theodor Fontane. Allerlei Glück. Eine Lebensbuch, München 1998, S. 170

wir beide freilich nicht mehr erleben werden, eine schwere Heimsuchung über sie herein.“¹⁵⁰ Mit anderen Worten: Am Antisemitismus sind die Juden selber schuld. Allerdings sollte man sich davor hüten, im Wissen um den weiteren Verlauf der Geschichte die von Fontane befürchtete „schwere Heimsuchung“ mit der Verfolgung und dem Massenmord der deutschen und europäischen Juden durch das NS-Regime gleichzusetzen. Zur Rechtfertigung der Shoah können Fontanes antisemitische Äußerungen auf keinen Fall herangezogen werden. Mit der Anwendung von Mord und Gewalt ist für Fontane eine deutliche rote Linie gezogen, die man nicht überschreiten darf.

In seinem fragmentarischen Entwurf zu dem Essay „Die Juden in unserer Gesellschaft“ bekennt er offen: „Ich bin nicht eigentlich ein Philosemit. Mir ist das Germanische lieber. Eine hübsche germanische Frauengestalt ist mir lieber als eine jüdische Schönheit, es ist mir angenehmer Land- als Stadtleben zu sehn, zum Teil weil das Jüdische da fortfällt, ich liebe die Länder (leider nur wenige noch), wo das Volk germanisch ist, namentlich Skandinavien.“¹⁵¹ Meint man hier eine klare antisemitische Position Fontanes ausmachen zu können, so muss man dieses Urteil jedoch wieder relativieren, wenn man die dem Zitat vorausgehenden und folgenden Sätze Fontanes heranzieht: „Ahlwardt und seine Ungeheuerlichkeiten. Dies zuerst ausführlich behandeln und als unmöglich hinstellen Menzel. [...] Dann: ihre (d. h. der Juden) Berühmtheiten überall. Dann (auch wenn wir von allen Berühmtheiten absehen) die Juden als Träger feiner Bildung und Sitte. Natürlich vielfach nicht. Aber vielfach doch.“¹⁵² In dem Entwurf skizzierte Fontane in groben Zügen den Inhalt und die Ausrichtung seines geplanten Essays. Gleich zu Beginn wollte er sich mit Ahlwardts „Ungeheuerlichkeiten“ kritisch auseinandersetzen. Der antisemitische Reichstagsabgeordnete Hermann Ahlwardt (1846-1914), der später mit Otto Böckel die „Antisemitische Volkspartei“ gründete, diffamierte in einer Reichtagsrede Juden als „Raubtiere“ und „Cholerabazillen“, die man ebenso „ausrotten“ müsse, wie dies die britische Kolonialverwaltung in Indien mit

¹⁵⁰ Fontane, Theodor: Brief an Mathilde von Rohr vom 1.12.1880, zitiert nach: Zimmermann, Hans Dieter: Theodor Fontane und die protestantischen Juden, S. 7. In: Ephraim-Veitel-Stiftung: <https://ephrain-veitel-stiftung.de/wp-content/uploads/2020/01/Theodor-Fontane-und-die-protestantischen-Juden.pdf>, 4.2.2023

¹⁵¹ Fontane, Theodor: Die Juden in unserer Gesellschaft, zitiert nach: Remak, Henry H. H.: Fontane und der jüdische Kulturinfluß in Deutschland. Symbiose und Kontrabiose. In: Berlin-Geschichte.de (Lexikon von A-Z zur Berlingeschichte und Gegenwart): https://berlingeschichte.de/lesezei/blz01_05/text06.htm, 8.2.2023

¹⁵² Ebd.

der mörderischen Sekte der Thugs getan habe.¹⁵³ Fontane hatte sich also vorgenommen, einen aggressiven Antisemitismus, der selbst vor Mord und Totschlag nicht zurückschreckte, zu verurteilen. Auch Adolph Menzels Bezeichnung der Juden als „Perser“ (also als fremdländische Orientalen) wollte er offenbar zurückweisen. Im weiteren Verlauf seines Essays wollte Fontane dann den bedeutenden Beitrag der deutschen Juden zu Wissenschaft, Kunst, Bildung und Kultur (wenn auch mit gewissen Einschränkungen) würdigen. Erneut entzieht sich Fontane hier also einer eindeutigen Festlegung. Es finden sich klare antisemitische Aussagen, denen jedoch auch positive Urteile über Juden sowie die deutliche Ablehnung eines militanten Antisemitismus gegenüberstehen.

Ähnlich ambivalent fällt Fontanes Urteil über Juden in einem Brief an **Georg Friedlaender** vom 14. Mai 1894 aus, in dem er bekennt, dass Juden seiner Meinung nach die Zeichen der Zeit besser erkennen würden als der märkische oder preußische Adel, der rückwärtsgewand in einer glorreichen Vergangenheit lebte: „Der x beinige Cohn, der sich ein Rittergut kauft, fängt an, mir lieber zu werden als irgend ein Lüderitz oder Itzenplitz, weil Cohn die Zeit begreift und alles thut, was die Zeit verlangt, während Lüderitz an der Lokomotive zoppt und `brr´ sagt und sich einbildet, sie werde still stehn wie sein Ackergaul.“¹⁵⁴ Aber auch hier mischen sich deutliche Wermutstropfen in das Lob Fontanes. Das mag auch daran liegen, dass Fontane das Neue in Kultur und Gesellschaft, das er vor allem mit dem Engagement von Juden verband, zwar als notwendig, aber auch als ein wenig unheimlich (und nicht immer besser) empfand.

Besonders befremdlich ist, dass Fontane selbst in seinen Briefen an seinen engen Freund, den Amtsrichter Georg Friedlaender (1843-1914), dessen jüdischer Urgroßvater David Friedlaender (1750-1834) Schüler des großen Philosophen Moses Mendelsohn war, nicht vor antisemitischen Ausfällen zurückschreckt. Fontane hatte den protestantischen Amtsrichter und dessen Frau im Juli 1884 in Schmiedeberg während eines Urlaubs im Riesengebirge kennengelernt und danach bis zu seinem Tod einen intensiven, 14-jährigen Briefwechsel mit ihm geführt. Nicht nur während seiner schweren Erkrankung

¹⁵³ Vgl. Wikipedia, Art. Hermann Ahlwardt: https://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Ahlwardt, 8.2.2023

¹⁵⁴ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedlaender vom 14.5.1894, zitiert nach Diederichs, S. 168

1892 erwies sich Friedlaender als besonders enger Freund und Vertrauter Fontanes. Und dennoch finden sich in Fontanes Briefen an ihn immer wieder antisemitische Passagen. So beklagt er sich etwa in einem Brief an ihn vom 19. September 1886 über den minderwertigen „jüdischen Geist“, den er tief unter dem „germanischen Geist“ verortet: „Ihrer Charakterisierung der Häuser Grosser und Richter kann ich nur zustimmen – das ist eben der Unterscheid zwischen christlichem und jüdischem Geist. Der letztere hat so viel Blendendes und Verführerisches und jeder Berliner (ich selbst in hohem Maße) ist ihm auf länger oder kürzer verfallen gewesen. Er hat auch viel Fördersames. Im Ganzen ist er aber ein Unglück und etwas durchaus niedrig Stehendes. Darauf bezieht es sich auch, wenn ich so oft Ihnen widersprach und von der zu allgemeinen Annahme gewordenen Überlegenheit des jüdischen Geistes nichts wissen wollte. Die Juden haben nichts von der germanischen Schwerfälligkeit, sie sind quick, witzig, zugespitzt im Ausdruck, aber der germanische Geist ist dem jüdischen unendlich überlegen. Letzterer bringt einen auf Dauer einfach zur Verzweiflung und kann einem das sogenannt Geistreiche geradezu verleiden.“¹⁵⁵

Ähnlich hatte sich Fontane bereits am 8. Juli 1895 in einem Brief an Friedlaender geäußert: „Alle Klüngel sind schlimm, aber die Judenklüngelei ist die schlimmste. Wie mein Gefühl gegen den Agrariergeist beständig wächst, so auch mein Gefühl gegen den Judengeist, der was ganz anderes ist als wie die Juden. Der Judengeist, der uns 50 Jahre lang beherrscht hat, von Anno 20 bis Anno 70, ist kolossal überschätzt worden. Er repräsentiert eine niedrige Form geistigen Lebens, so niedrig, dass wenn ich jetzt einen klugen Mann, er sei Jude oder Christ, Judenwitze machen höre, ich in seine Seele hinein verlegen werde.“¹⁵⁶ Wie selbstverständlich verwendet Fontane hier die antisemitische Erzählung von der angeblich alles dominierenden Macht der Juden, die nicht nur Deutschland beherrsche, und einem vermeintlichen jüdischen Netzwerk, das sich über Kultur, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft lege.

Ein dreiviertel Jahr später warf Fontane in einem Brief an Friedlaender vom 5. April 1897 den Juden nicht nur deren Auserwähltheitsbewusstsein vor, sondern bezeichnete auch deren Idealismus, Humanität und Kultiviertheit als ge-

¹⁵⁵ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedländer vom 19. September 1886, zitiert nach ebd.

¹⁵⁶ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedländer vom 8. Juli 1895, zitiert nach Zimmermann, S. 8

zielten Betrug und Täuschung: „Die Juden bringen es fertig, im höchsten Maße feingeistig, auch wirklich *ehrlich* mit ideellen Dingen beschäftigt zu sein, allerlei Gutes zu thun, zu geben und zu helfen und dabei beständig zu mogeln, oder auch direkt zu betrügen, immer mit einem herrnverklärten oder rabbinerhaft feierlichen Gesicht und immer durchdrungen von dem Gefühl, `was ganz Besonderes und ein Liebling Jehovas zu sein.“¹⁵⁷

Auch in Fontanes Urteil zur Dreyfus-Affäre ist sein Antisemitismus zu spüren, wenn er in einem Brief an Friedlaender vom 15. März 1898 mit Blick auf die europäische Presse, die sich in der Nachfolge Emile Zolas für Dreyfus ausgesprochen hatte, von einer internationalen jüdischen Verschwörung spricht, die ihre Sicht der ganzen Welt aufzwingen wolle: „Uebrigens haben sich die Juden in der Zola-Sache gründlich blamirt. Ich war anfangs natürlich ganz Zola, halte auch jetzt noch das ganze Prozeßverfahren (von Dreyfus an gerechnet) für einen Skandal, kann mich aber doch der Thatsache nicht verschließen, daß Zola, Piquart, Labori das Maul furchtbar auf gerissen und bei Gott und allen Heiligen geschworen, aber bis jetzt gar nichts bewiesen haben. Glückt ihnen das auch nachträglich nicht, so bezeichnet der Zolaprozeß eine der schwersten Niederlagen, die das moderne Judentum erlitten hat. Auch das ist schrecklich, freilich nur nach der andern Seite, daß wir uns in diesem Prozeß, mit Ausnahme Frankreichs selbst, einer vollkommenen Preßverschwörung gegenüberbefunden haben; die europäische Presse ist eine große Judenmacht, die es versucht hat, der gesammten Welt ihre Meinung aufzuzwingen. In dem Gelingen oder Mißlingen dieses großen Versuchs liegt die wahre Bedeutung des Zola-Prozesses, weit über Zola und Dreyfus hinaus.“¹⁵⁸ Mit seiner Vorstellung einer internationalen „Judenmacht“, die nicht nur die Presse beherrsche, griff Fontane hier erneut eines der klassischen antisemitischen Klischees auf. Die Dreyfus-Affäre habe diese Verschwörungspläne seiner Meinung nach aufgedeckt und der Ausgang dieser Affäre entscheide darüber, ob sie in Erfüllung gingen oder nicht.

¹⁵⁷ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedlaender vom 5.4.1897, zitiert nach Diederichs, S. 169

¹⁵⁸ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedlaender vom 15. 3. 1898, zitiert nach: Grawe, Christian: »Mit 78 ist man ein unsicherer Passagier«. Theodor Fontanes letztes Lebensjahr an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. In: Berbig, Roland (Hrsg.): Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Beiträgen, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Wien 1999, S. 224.

Das Schreckgespenst der jüdischen Allmacht beschwört Fontane auch in einem Brief an Georg Friedlaender vom 9. November 1892 und begründet damit die Unsinnigkeit einer Judenfeindschaft: „Die Judenfeindschaft ist, von allem Moralischen abgesehen, ein Unsinn, sie ist einfach undurchführbar; alle Menschen, die ich hier kenne, ganz besonders auch Militär und Adel, sind in eminentem Grade von den Juden abhängig und es mit jedem Tag mehr. Ich halte es für ganz unmöglich, diesen Zustand zu ändern. 61 Prozent aller Berliner Häuser sind in Judenhänden und in zehn oder zwanzig Jahren werden es wohl 80 Prozent sein. Wie will man da heraus? Es gibt kein anderes Mittel als Stillhalten und sich mit der allmählichen Christianisierung zufrieden zu geben. Es ist uns gleichgültig, ob der Ahnherr des alten Blücher ein Wendenfürst war und so kann es uns auch gleichgültig sein, ob die zukünftigen Schlachten an der Katzbach [einer wichtigen Schlacht im Befreiungskrieg gegen Napoleon] von einem Abkömmling Mosses [gemeint ist der Berliner Verleger Rudolf Mosse] oder seines Chefredakteurs Loewisohn geschlagen werden.“¹⁵⁹ Fontane spricht sich hier gegen einen öffentlich praktizierten Antisemitismus aus, aber nicht, weil er ihn persönlich ablehnen würde, sondern lediglich, weil er ihn aufgrund der seiner Meinung nach übermächtigen Stellung der Juden in der Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur für nicht realisierbar hält. Angesichts der vermeintlichen jüdischen Übermacht und christlichen Ohnmacht sieht er keine andere Möglichkeit, als auf eine allmähliche Assimilierung der jüdischen Bevölkerung nach vollzogener Taufe zu hoffen (wovon er aber einige Zeit später auch noch abrücken wird). Die zum Schluss geäußerte Toleranz in Bezug auf die Personen, die in Zukunft die Geschicke des Landes bestimmen werden, beruht demzufolge nicht auf innerer Überzeugung, sondern auf den vermeintlichen äußeren Machtverhältnissen, die Fontane zu einer fast fatalistisch-resignativen Haltung der Gleichgültigkeit veranlassen.

Der Protestant Georg Friedländer ist und bleibt für Fontane letztlich Jude, wie er seiner Tochter Mete am 22. August 1895 aus Karlsbad unmissverständlich zu verstehen gibt: „Er [Friedlaender] ist aber ganz Jude. Freilich mir dadurch auch wieder *sehr* interessant, weil ich das Jüdische an ihm und auch an seiner Tochter so wundervoll studieren kann. Preußenthum, Berlinerthum, Assesor-

¹⁵⁹ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedländer vom 4. Oktober 1891, zitiert nach Zimmermann, S. 10

thum, Geheimrathsgöre, Bildungsallüren – alles geht unter im Juden oder erhält durch ihn eine bestimmte Färbung.“¹⁶⁰ Seinen Freund Friedlaender und dessen Familie degradiert er so zum interessanten Studienobjekt.

Noch schlimmer äußerte sich Fontane wenige Monate vor seinem Tod über Friedlaender im Besonderen und die Juden im Allgemeinen in einem Brief an den Pädagogen und Philosophen **Friedrich Paulsen** (1846-1908) vom 12. Mai 1898, der sicher zum Erschreckendsten gehört, was der große Autor jemals zu Papier gebracht hat: „Wir standen bis 48 oder vielleicht auch bis 70 unter den Anschauungen des vorigen Jahrhunderts, hatten uns ganz ehrlich in etwas Menschenrechtliches verliebt und schwelgten in Emanzipationsideen, auf die wir noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, die Probe zu machen. Dies `die Probe machen´ trägt ein neues Datum und ist sehr zu Ungunsten der Juden ausgeschlagen. Ueberall stören sie (viel viel mehr als früher) alles verman-schen sie, hindern die Betrachtung jeder Frage als solcher. Auch der Hoff-nungsreichste hat sich von der Unausreichendheit des Taufwassers überzeu-gen müssen. Es ist, trotz all seiner Begabungen, ein schreckliches Volk, nicht ein Kraft und Frische gebender `Sauerteig´, sondern ein Ferment, in dem die häßlicheren Formen der Gährung lebendig sind, - ein Volk, dem von Uranfang etwas dückelhaft Niedriges anhaftet, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann. Welch Unterschied zwischen der christlichen und jüdi-schen Verbrecherwelt! Und das alles unausrottbar. Ein Freund von mir [ge-meint ist Georg Friedlaender], Rath und Richter, aus einer angesehenen und reichen und seit 3 Generationen im Staatsdienst stehenden Judenfamilie, der längst verstorbene Vater orthodoxer Musterchrist, der Sohn selbst klug und geschickt und mit einem ehrlich verdienten eisernen Kreuz bewaffnet. Und doch Stockjude, so sehr, daß seine feine und liebenswürdige Frau blutige Thrä-nen weint, bloß weil ihr Mann die jüdische Gesinnung nicht los werden kann.“

¹⁶¹ Erschreckend ist an diesem Brief Fontanes nicht nur, wie Fontane hier sei-nen Freund Friedlaender als „Stockjuden“ denunziert, der seine „jüdische Ge-sinnung“ zum Leidwesen seiner Frau nicht loswerde (woher dies Fontane wis-sen will, bleibt allerdings rätselhaft), sondern auch Fontanes rassistisch begrün-dete Invektiven gegen das deutsche Judentum. Er erklärt das Emanzipations-

¹⁶⁰ Fontane, Theodor: Brief an Martha (Mete) Fontane vom 22.8.1895 aus Karlsbad, zitiert nach Diederichs, S. 169

¹⁶¹ Fontane, Theodor: Brief an Friedrich Paulsen vom 12.5.1898, zitiert nach Grawe, S. 225

projekt der Aufklärung letztlich für gescheitert. Selbst die Taufe habe die Juden nicht wirklich in die deutsche Gesellschaft und Kultur integrieren können. Sie behielten ihr jüdisches Wesen auch nach einer Konversion und trotz all ihrer Assimilationsbestrebungen „unausrottbar“ bei und bildeten ein „schreckliches Volk“, das im Widerspruch zur „arischen Welt“ stehe und diese fortwährend störe. „Einverleiben“, so Fontane im selben Brief an Paulsen, „lassen sie sich, eingestigen nicht.“¹⁶² Wenn Fontane hier den Gegensatz jüdisch-arisch bemüht, springt er auf den immer rasanter fahrenden Zug des zeitgenössischen rassistischen Antisemitismus auf. „Dem Judentum“, so der Germanist Christian Grawe über Fontanes Brief, „wohne eine rassistisch begründete und daher unausrottbare, das Arische zersetzende Niedrigkeit inne, die die Bekehrung zum Christentum nicht wünschenswert und die Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts obsolet und illusorisch mache.“¹⁶³

Vor dem Hintergrund des Paulsen-Briefes muss man wohl (leider) die antijüdischen, intoleranten Äußerungen des alten Güldenklees in Fontanes Roman „Effi Briest“, die sich gegen Lessings Ringparabel aus dem „Nathan“ richten, auch Fontane selbst zuschreiben. Wenn Güldenklees diese als „Judengeschichte“ und „liberalen Krimskrams“ abtut, dürfte die Romanfigur damit auch die persönliche Meinung des Autors wiedergeben: „`Ja, meine Freunde´, fuhr Güldenklees mit gehobener Stimme fort, `viele Ringe gibt es, und es gibt sogar eine Geschichte, die wir alle kennen, die die Geschichte von den 'drei Ringen' heißt, eine Judengeschichte, die, wie der ganze liberale Krimskrams, nichts wie Verwirrung und Unheil gestiftet hat und noch stiftet. Gott bessere es. Und nun lassen Sie mich schließen, um Ihre Geduld und Nachsicht nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen. Ich bin nicht für diese drei Ringe, meine Lieben, ich bin vielmehr für einen Ring, für einen Ring, der so recht ein Ring ist, wie er sein soll, ein Ring, der alles Gute, was wir in unsrem altpommerischen Kessiner Kreise haben, alles, was noch mit Gott für König und Vaterland einsteht – und es sind ihrer noch einige (lauter Jubel) –, an diesem seinem gastlichen Tisch vereinigt sieht. Für diesen Ring bin ich. Er lebe hoch!´“¹⁶⁴

¹⁶² Fontane, Theodor: Brief an Friedrich Paulsen vom 12.5.1898, zitiert nach Diederichs, S. 169

¹⁶³ Grawe, Christian: »Mit 78 ist man ein unsicherer Passagier«. Theodor Fontanes letztes Lebensjahr an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. In: Berbig, Roland (Hrsg.): Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Beiträgen, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Wien 1999, S. 224.

¹⁶⁴ Fontane, Theodor: Effi Briest, Frankfurt am Main/Berlin 1989, S. 154 f



Theodor Fontane an seinem Schreibtisch, Fotografie von Zander & Labisch, 1896, Ausschnitt © Theodor-Fontane-Archiv AI 96

Der massive antisemitische Ausbruch Fontanes im Paulsenbrief erschreckt und erstaunt umso mehr, als Fontane eine ganze Reihe von engen Freunden besaß, die jüdische Vorfahren hatten oder selbst der jüdischen Religion angehörten. Zwar hatte der Antisemit Richard Wagner auch jüdische Bekannte, doch waren diese für ihn keine echten Freunde, sondern wie etwa der jüdische Dirigent Hermann Levi lediglich nützliche Helfer und Unterstützer, die er eine Zeitlang ausnutzte und deren er sich zu seinem Vorteil bediente. Bei Fontane sah dies vollkommen anders aus. Hier bildeten sich echte Freundschaften nicht nur mit Georg Friedlaender und dessen Frau, sondern etwa auch mit den Geschwistern Paul und Marie Meyer ¹⁶⁵ sowie deren Familien aus.

Marie Meyer gründete 1871 mit dem Bankier **Siegmund Sternheim**, dessen Familie im späten 19. Jahrhundert zum Protestantismus konvertiert war, eine Familie. Die Sternheims und Fontane hatten nicht nur geschäftlich miteinander zu tun – Siegmund Sternheim war der Bankier Fontanes –, die Familien trafen sich auch oft in der Freizeit und pflegten einen regen, intensiven Austausch. Besonders angetan zeigte sich Fontane von Marie Sternheim, wie der Brief an seine Tochter Mete vom 24. April 1891 erkennen lässt: „Denn Frau Sternheim ist so ziemlich die normalste, angenehmste und liebenswürdigste Frau, die ich kenne. Es ist von der Alten her [gemeint ist Maries aus der Altmark stammende Mutter] ein ungeheuer guter Fonds in der ganzen Familie; fast als ob das Altmärkische, das ich sehr hoch stelle, das Jüdische wohltuend beeinflusst und die guten Judenseiten bei Kraft und Leben erhalten hätte.“ ¹⁶⁶ Anders als in seinem Brief an Paulsen geht Fontane hier davon aus, dass das von ihm so geschätzte Märkische mit dem Jüdischen zumindest im Falle von Marie Sternheim sehr wohl eine beglückende, fruchtbare Verbindung eingehen kann. Als sich ihr 14-jähriger Sohn **Hans Sternheim** 1894 kurz vor seiner Konfirmation taufen ließ, übernahm Fontane das Patenamts für ihn. Zu seiner Konfirmation schrieb er ihm einen sinnigen Vierzeiler: „Das Alte hast du. Hier das Neue. / Dem Neuen die Liebe, dem Alten die Treue, / So stehe von nichts

¹⁶⁵ Vgl. dazu: D'Aprile, Iwan-Michelangelo: Fontane. Ein Jahrhundert in Bewegung, Reinbek bei Hamburg 2018; Schlör, Joachim: Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822-1938, Göttingen 2005; sowie Zimmermann, S. 1-12.

¹⁶⁶ Zitiert nach Zimmermann, S. 9

geschieden, getrennt / Fortan auf doppeltem Fundament.“¹⁶⁷ In seinem Konfirmationsgedicht fordert Fontane interessanterweise von seinem Patensohn nicht, seiner jüdischen Herkunft abzuschwören, sondern ermutigt ihn vielmehr, diese mit seiner neuen christlichen Existenz gleichberechtigt zu verbinden. Für Hans´ Bruder Walter Sternheim übernahm Fontanes Tochter Mete 1893 die Patenschaft. Hans Sternheim (1880-1944), der 1927 zu den Mitbegründern eines wichtigen Fontane-Kreises (dem „Fontane Abend“) gehörte, wurde am 4. November 1942 zusammen mit seiner Frau Ida Eschwege (1882-1944) von Berlin in das Ghetto Theresienstadt verschleppt und von dort am 9. Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert und dort nach ihrer Ankunft ermordet.¹⁶⁸

Marie Sternheims Bruder, der Justizrat **Dr. Paul Meyer** (1857-1935), war nicht nur Fontanes Rechtsanwalt, sondern auch dessen Testamentsvollstrecker. Auch für seinen Sohn Otto übernahm der Autor die Patenschaft. Paul Meyer starb 1935 mit 78 Jahren, ein Jahr nachdem er seine Anwaltszulassung durch das NS-Regime verloren hatte. Sein Sohn Otto konnte noch rechtzeitig nach Amerika emigrieren. Fontane schätzte Paul Meyer sehr. Sichtbares Zeichen dafür war, dass er ihm nach der Feier zu seinem 70. Geburtstag ein Foto und ein Gedicht schenkte, das er mit der Widmung „Au brave des braves“ (einem Ehrentitel, den Henri IV. für seinen Heerführer Louis Crillon und Napoleon für Marschall Michel Ney verwendet hatten) versah.

Meyer gehörte zusammen mit dem Verleger Friedrich Theodor Cohn (1864-1936), dem Teilhaber des Verlags von Fontanes Sohn Friedrich, zu einer illustren Freundesrunde, der Fontane am 12. Januar 1895 nach dem Abendessen zwei neue Gedichte von sich vortrug: die „Veränderungen in der Mark“ und „An meinem Fünfundsiebzigsten“, die er wenige Tage nach seinem 75. Geburtstag geschrieben hatte.

In den „Veränderungen“ bitten die Vertreter einiger germanischer Stämme, die nach ihrem Tod in Walhall zusammen mit dem Göttervater Odin weiterleben, diesen nach der Entlassung Bismarcks um Urlaub, um ihre geliebte

¹⁶⁷ Zitiert nach: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg: Nachlass des jüdischen Bürgertums: Wertvolle Bücher gehen an Hamburger Staatsbibliothek. In: <https://www.sub.uni-hamburg.de/de/nc/sammlungen/ns-raubgut/abgeschlossene-faelle/artikelsammlung-abgeschlossene-faelle/einzelanzeige-abgeschlossene-faelle/artikel/detail/News/nachlass-des-juedischen-buergertums-wertvolle-buecher-gehen-an-hamburger-staatsbibliothek-1.html>, 5.2.1923

¹⁶⁸ Vgl. dazu auch das Gedenkbuch des Bundesarchivs: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 6.2.2023

Mark wiederzusehen. Doch überall, wohin sie gelangen, sind sie entsetzt über die Veränderungen und die Menschen, die nun dort leben. Und so kommen sie schließlich nach Berlin: „Am Tore rücken sie sich stramm, / Erst Neuer Markt, die Börse, Mühlendamm, / Dann Spandauer und dann Tiergartenstraße, - / Wohin sie kommen, dieselbe Rasse. // Sie kürzen freiwillig den Urlaub ab, / In wilde Karriere fällt ihr Rückzugstrab. / Ihr Rücktritt ist ein verzweifelttes Flieh'n. / `Wie war es?' fragt teilnahmsvoll Odin, / Und der Hermundure stottert beklommen: / `Gott, ist die Gegend runtergekommen!'"¹⁶⁹ Ohne das Wort „Juden“ direkt zu verwenden, gibt Fontane dem Leser nur durch Nennung der Berliner Straßen und Viertel, die zu den bevorzugten Wohn- und Arbeitsbezirken der Berliner Juden gehörten, zu verstehen, über welche „Rasse“ die alten Germanen bei ihrem Ausflug aus Walhall so entsetzt gewesen sind. Auch hier zeigt sich – wenn auch in das Gewand vorgeblichen Humors gekleidet – Fontanes Abneigung gegenüber Juden, die er maßgeblich für die negativen Veränderungen der Zeit verantwortlich machte.

Auch das ungleich bekanntere Gedicht zu seinem 75. Geburtstag ist letztlich von Fontanes antijüdischer Einstellung geprägt, auch wenn es sich vermeintlich wohlwollend gibt. Nachdem Fontane (der hier mit dem lyrischen Ich gleichzusetzen ist) in der ersten Hälfte des Gedichts desillusioniert feststellen musste, dass ihm keiner der Vertreter des von ihm so geliebten alten märkischen Adels, über den er so viel geschrieben hatte, die Aufwartung zu seinem Geburtstag gemacht hatte, zeigt er sich erstaunt über die Gäste, die stattdessen gekommen sind, um ihn zu ehren und ihm zu gratulieren: „Aber die zum Jubeltag kamen, / Das waren doch sehr, sehr andre Namen, / Auch `sans peur et reproche´, ohne Furcht und Tadel, / Aber fast schon von prähistorischem Adel: / Die auf `berg´ und auf `heim´ sind gar nicht zu fassen, / Sie stürmen ein in ganzen Massen, / Meyers [gemeint sind die Geschwister Meyer und ihre Familien] kommen in Bataillon, / Auch Pollacks und die noch östlicher wohnen; / Abram, Isack, Israel, / Alle Patriarchen sind zur Stell', / Stellen mich freundlich an ihre Spitze, / Was sollen mir da noch die Itzenplitze! / Jedem bin ich was gewesen, / Alle haben sie mich gelesen, / Alle kannten mich lange schon, / Und das ist die Hauptsache ..., `kommen Sie, Cohn´ [gemeint ist der Verleger

¹⁶⁹ Zitiert nach: Literaturport: <https://www.literaturport.de/literaturlandschaft/orte-berlinbrandenburg/text/veraenderungen-in-der-mark>, 5.2.2023

Friedrich Cohn].“¹⁷⁰ Auch hier ist unschwer zu erkennen, dass es sich bei den Gratulanten ausschließlich um Juden handelt, die Fontane am Ende gönnerhaft zu sich hereinbittet, nachdem die eigentlich gewünschten Gäste, die Fontane lieber an der Festtafel gesehen hätte, ferngeblieben sind. Sie sind (wenn überhaupt) nur zweite Wahl und Lückenbüßer.

Als Fontane nach dem Vortrag Paul Meyer um seine Meinung über die Gedichte bat, teilte ihm dieser seine Bedenken über eine mögliche Veröffentlichung mit: Meyer gab ihm zu verstehen, daß in ihnen „eine Herabsetzung der Juden“ läge, „die eine schwere Kränkung vieler Verehrer zur Folge haben würde“. Als sich Fontane über diese Einschätzung erstaunt zeigte, schlug ihm Meyer einen Rollentausch vor. Fontane solle sich doch einmal vorstellen, wie es aussähe, wenn in einem Gedicht zu seinem 80. Geburtstag nur die märkische Aristokratie käme, während seine jüdischen Verehrer nun gänzlich fernblieben und Fontane dann als Schlusswendung „Kommen Sie, Itzenplitz!“ zu den Adligen sagte. Fontane erkannte sofort den Fehler und sagte zu Meyer: „Sie haben natürlich recht. Das geht nicht. Der Adel wird als das höherstehende Element behandelt. Die Gedichte werden nicht gedruckt.“¹⁷¹ Immerhin besaß Fontane die menschliche Größe, seinen Fehler zu erkennen und einzugestehen. Er untersagte daraufhin tatsächlich die Veröffentlichung der beiden Gedichte. Sie wurden erst nach seinem Tod gegen seinen Willen publiziert. Dass Fontane auch über seine antisemitischen Vorurteile springen konnte, zeigt sein vermittelndes Eintreten für die Heirat **Friedrich Cohns** (1864-1936) mit Clara Viebig. Claras streng protestantische Mutter lehnte zunächst einen jüdischen Schwiegersohn kategorisch ab. Erst Fontane konnte sie durch seine Fürsprache dazu bewegen, dem jungen Paar ihren Segen zu geben. Ähnlich war Fontane bereits bei seinem jüdischen Jugendfreund, dem Journalisten und Autor Wilhelm Wolfsohn (1820-65), tätig geworden, als es Schwierigkeiten mit der Familie von dessen Braut Emilie Gey gegeben hatte. In Zusammenhang mit seinen **Kuraufenthalten in Karlsbad und Kissingen** begegnen immer wieder antisemitische Äußerungen in den Briefen Fontanes.

¹⁷⁰ Fontane, Theodor: An meinem Fünfundsiebzigsten, zitiert nach: Krueger, Joachim; Golz, Anita (Hrsg.): Theodor Fontane: Gedichte, Bd. 2. Berlin 1995², S. 466f

¹⁷¹ Zitiert nach: D'Aprile, Iwan-Michelangelo: Fontane. Ein Jahrhundert in Bewegung, Reinbek bei Hamburg 2018

Bereits in seinem ersten Brief aus Bad Kissingen an seine Frau Emilie vom 28. Juni 1889 äußert Fontane, der sich auf Anraten seines Hausarztes Wilhelm Delhaes zur Kur an die fränkische Saale begeben hatte, abschätzig über jüdische Kurgäste: „Eben, nachdem ich mein Frühstück in einem anmuthigen Hotelgarten genommen, drang Hurrahrufen von einer der entfernteren Straßen herüber, die Kaiserin war angekommen [gemeint ist die ehemalige deutsche Kaiserin Augusta (1811-90), die Frau des verstorbenen ersten deutschen Kaisers Wilhelm I. (1797-1888)]; gleich danach erschienen töchterreiche Familien aus der [...] hohen Industrie und haute finance ausnahmsweise keine Juden, und erzählten `sie sähe so einfach aus'. [...] Nach dem `tea´ wollte ich im Kurgarten etc. spazieren gehen, ging der Musik nach und befand mich nach 3 Minuten in einem großen hohen Tanzsaal. Ein lächerliches Paar eröffnete den Reigen: er ein Mischling von Louis, Tanzlehrer und Friseur (sei Haar ein Bau) sie eine kleine 18 jährige pechschwarze Jüdin, die sich an seine Brust preßte und sich mit ihrem halben Gesicht in seiner Innen=Weste verlor. Schließlich wurde es lebhafter und Einiges von verwogenem märkisch=schlesischem Adel mischte sich in das Orientalische hinein. Nur eins war reizend: zwei hellblau gekleidete Schwestern von 17 und 18, sicher aus einem sehr guten Hause, die die frag-würdige Herrenschaft verschmähten und miteinander tanzten. Sie bildeten die einzige Augenweide und söhnten mich mit der Menschheit aus.“¹⁷²

Nachdem Emilie Fontane am 4. Juli 1889 in Bad Kissingen eingetroffen war, beklagte sich Fontane am 7. Juli in einem Brief an Mathilde von Rohr über die schlechte (jüdische!) Gesellschaft, unter der er zu Beginn seiner Kur gelitten hatte: „Uns geht es hier gut. Anfangs war es einsam; aus der Welt-Judenschaft (alle Nationen) die hier versammelt ist, kannte ich Niemand, seit meine Frau aber hier ist, hat sich auch Verkehr eingestellt: Familie Krigar-Menzel [der Maler Adolph Menzel (1815-1905), dessen Schwester Emilie (1823-1907), die Frau des Komponisten und Dirigenten Hermann Krigar (1819-80), mit ihren Kindern Otto und Grete], Frau Dr. Karl Frenzel [gemeint ist Bertha Frenzel, die Ehefrau des Schriftstellers Karl Frenzel (1827-1914)], ein Oberst Rohne [...] und flüchtig sogar ein Baron Gleichen aus Weimar, Enkel Schillers [gemeint ist der Maler und Graphiker Ludwig von Gleichen-Rußwurm (1836-

¹⁷² Fontane, Theodor: Brief an seine Frau Emilie vom 28.6.1889, zitiert nach Fontane-Blätter, Heft 95, 2013, S. 14 f

1901)]. Heute begegneten wir auch Fräulein Clara Meyer (K. Schauspielhaus) auf der Promenade [gemeint ist die Schauspielerin Clara Meyer (1848-1922), die Fontane in mehreren Theaterkritiken erwähnte] und sehr wahrscheinlich werden sich im Laufe der Zeit noch andre Bekannte finden. Die Kur bekommt mir sehr gut, besonders seitdem ich von dem unsinnig starken Kaffee Abschied genommen habe.“¹⁷³



Theodor Fontane an seinem Schreibtisch, Fotografie von Zander & Labisch, 1896, Ausschnitt © Theodor-Fontane-Archiv AI 96

Seinem Freund Georg Friedlaender gegenüber äußerte sich Fontane in einem Brief am 8. Juli 1889 kritisch über das nahegelegene Oberhof in Thüringen, u. a. weil sich dort so viele Juden zur Sommerfrische aufhielten: „Oberhof (jetzt

¹⁷³ Fontane, Theodor: Brief an Mathilde von Rohr vom 7.7.1889. Der Text wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

viel genannt) ist zu besucht und doch zugleich zu einsam und langweilig; blos ‚jriene Bäume‘ und geputzte Jüdinnen, die sich drin herumzieren, das ist mir zu wenig.“¹⁷⁴

Und an seine Tochter Mete schrieb er eine Woche später am 15. Juli 1889 aus Kissingen: „Wir [seine Frau und er] leben hier sehr angenehm und sehr bevorzugt, weil wir in der Lage sind, mit etwa einem Dutzend Menschen uns verabreden und unterhalten zu können [...] Ueberblickt man den Zustand, in dem ganz ersichtlich die Andern leben, darunter die Reichsten und Vornehmsten, so ist dies ein großes Glück, - den Meisten steht die grenzenlose Langeweile, die sie leiden, aufs Gesicht geschrieben und sie zählen trotz Glanzentfaltung und Ziererei die Tage wo sie dem glänzenden Bade-Elend wieder entfliehen können. Eine Ausnahme macht nur die *niedre* Judenschaft; die *höhere* vermeidet Annäherungen an die Christen um sich keinem Abfall auszusetzen und an ihre Glaubensgenossen erst recht. Sie kennen sich *zu* gut untereinander.“¹⁷⁵

Auch in seinem Brief an Georg Friedlaender vom 20. August 1889 stört sich Fontane an der großen Zahl jüdischer Kurgäste, findet aber letztlich dann doch zu einem positiven Urteil, für das sicherlich auch die angenehme Bekanntschaft mit **Margarete Stern**, der Tochter des deutsch-jüdischen Journalisten **Guido Weiss**, verantwortlich war: „Wie liebenswürdig, mich auf den Guido Weiß’schen Artikel [gemeint ist der Artikel ‚Musen und Grazien in der Mark‘ in der Frankfurter Zeitung vom 20.6.1889, in dem auch Fontane erwähnt wird¹⁷⁶] aufmerksam zu machen, von dem ich – wenn nicht ein Zufall gewaltet hätte – bis dahin ohne all und jede Kenntniß gewesen wäre. Denken Sie, keine 24 Stunden vor Eintreffen ihres Briefes, sitzt meine Frau auf der Kissinger Promenade im Gespräch mit dem Hofschauspieler Sauer von hier und seiner interessanten Frau, einer Ungarin. Auf derselben Bank mit ihnen auch noch eine schöne junge Frau, die bald an dem Gespräch theilnimmt und an meine Frau die Worte richtet: `Fontane soll auch hier sein; kennen Sie ihn? können

¹⁷⁴ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedlaender vom 8. Juli 1889. Der Text wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

¹⁷⁵ Fontane, Theodor: Brief an Martha (Mete) Fontane vom 15. Juli 1889, zitiert nach Dieterle, S. 356

¹⁷⁶ Vgl. Berbig, Roland: Theodor Fontane Chronik digital. Auf der Grundlage der »Theodor Fontane Chronik« (5 Bde., Berlin: De Gruyter 2010) hg. v. Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 2021ff. URL: <https://www.fontanearchiv.de/chronik/1889-07-00>, 15.2.2023

Sie ihn mir zeigen? Nun, die Antwort versteht sich von selbst; und wer war die Fragerin? eine Frau Dr. Stern aus Frankfurt a. M., einzige Tochter von Guido Weiß. Diese sprach dann auch von dem Artikel. Aber wo stand er? wo war er zu finden? Kurzum, ich mußte von hier aus an Guido Weiß schreiben, der mir die betr. Nummer der Frankf. Zeitung geschickt hat. Natürlich habe ich mich sehr darüber gefreut, vor allem deshalb, weil einen der ganze Rest des Artikels belehrt, daß man es mit einem klugen Mann zu thun hat, der das ganze Gebiet beherrscht. – Wir waren bis zum 6. in Kissingen und flitzten dann in einem Tage hierher [nach Berlin]; ich hatte genug vom reisen und sehnte mich nach ausschlafen und grünen Kartoffeln und Hammelcotelett. Es war sehr hübsch in K. [Kissingen] aber 5 1/2 Woche ist über und über genug; das `Internationale` (Russen und Rumänier) kriegt man satt und Juden giebt es hier auch. Neunzehntel waren Juden und das letzte Zehntel oft so schwach ausgestattet – an Toilette gewiß und meist auch an Physiognomieen – daß ich mehr als einmal zu meiner Frau gesagt habe: `schade, daß das 10. Zehntel nicht auch Juden sind.`“¹⁷⁷

Der Journalist und Arzt **Guido Weiss** (1822-99), den Fontane in seinem Brief erwähnt, studierte zunächst wie sein Vater Medizin. Nachdem der überzeugte Demokrat aber wegen revolutionärer Umtriebe verhaftet worden war, hängte er seinen Arztkittel an den Nagel und betätigte sich fortan nur mehr als Journalist, der u. a. für die „Vossische Zeitung“, die „Berliner Reform“, die „Frankfurter Zeitung“ Leopold Sonnemanns sowie die Wochenzeitung „Die Wage“ tätig war. Eine Zeitlang gab er auch seine eigene liberal-demokratische Zeitung „Die Zukunft“ heraus, die aber mangels Leserschaft eingestellt werden musste. 1869-70 saß er als Abgeordneter der Stadt Frankfurt am Main im Preußischen Abgeordnetenhaus. Er starb am 15. Januar 1899 in Frankfurt am Main mit 76 Jahren.¹⁷⁸

Seine Tochter **Margarete Weiss** heiratete 1878 den Journalisten **Josef Stern** (1839-1902), der wie sein Schwiegervater ein Vorkämpfer für die Demokratie in Deutschland war und wegen seiner liberalen-demokratischen Gesinnung fünfmal verhaftet wurde und insgesamt 13 Monate im Gefängnis verbrachte.

¹⁷⁷ Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedländer vom 20.8.1889. Der Text des Briefes wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

¹⁷⁸ Vgl. Wikiwand, Art. Guido Weiss: [https://www.wikiwand.com/de/Guido_Weiss_\(Journalist\)](https://www.wikiwand.com/de/Guido_Weiss_(Journalist)), 7.2.2023

Nach seinem Studium in Bonn und Münster erhielt er zwar die Befähigung zum Gymnasial-Oberlehrer für klassische Philologie und Geschichte, fand als Jude jedoch keine Anstellung an einer staatlichen Schule, so dass er eine Zeitlang als Privatlehrer auf einem westpreußischen Gut arbeitete. Wie sein Schwiegervater wandte er sich dann aber dem Journalismus zu und arbeitete für die „Rheinische Zeitung“, die von ihm gegründete „Neue Bromberger Zeitung“, die Zeitschrift seines späteren Schwiegervaters „Die Zukunft“ sowie als Redakteur für die „Neue Badische Landeszeitung“ und die „Frankfurter Zeitung“, bei der er die Nachfolge des Chefredakteurs Karl Volckhausen antrat. Er sprach sich offen gegen Bismarcks kleindeutsche Lösung und dessen Kulturkampfpolitik aus. Am 16. Dezember 1902 erlitt er während einer Aufführung in der Frankfurter Oper einen Schlaganfall, an dessen Folgen er mit 63 Jahren verstarb. Seine Frau Margarete (Gretchen) war bereits 1889 verstorben.

¹⁷⁹ Fontane scheint ihre Bekanntschaft und die Artikel ihres Vaters (trotz oder wegen dessen liberal-demokratischer Einstellung) offenbar sehr geschätzt zu haben, wie der Brief an Friedlaender nahelegt. Symptomatisch für Fontane ist die Mischung aus antisemitischen Vorbehalten und freundschaftlich-respektvollem persönlichen Umgang mit Juden, die er schätzte.

Im selben Brief an Friedlaender berichtet Fontane dann noch über eine Reise nach Bayreuth zu einer Parsifalaufführung, die er aber noch vor dem Ende des Vorspiels fluchtartig verließ: „Ich konnte es in dem geschlossenen, mit 1500 nassen Menschen (vorher Wolkenbruch) angefüllten Raume nicht aushalten, wartete nicht einmal den Schluß der Parsifal-Ouvertüre ab und machte, daß ich wieder ‘raus kam, froh, daß ich überhaupt heraus kommen konnte. Ich bedarf durchaus des Gefühls einer gesicherten Rückzugslinie, – in dem geschlossenen Scheunen-Tempel aber saß ich wie als Kind in einer zugeschlagenen Apfelkiste. Hundert Mark waren futsch.“ ¹⁸⁰ Im Schlussteil seines Briefes kommt Fontane dann auf die gerade posthum veröffentlichten Feldbriefe des Juristen und Autors **Georg Heinrich Rindfleisch** (1834-83) aus dem Deutsch-Französischen Krieg, an dem er als Leutnant teilgenommen hatte, zu sprechen: „Ausgezeichnetes Buch, aber allerdings etwas zu viel Rindfleisch. Toujours Rindfleisch ist nun zwar besser als toujours perdrix [Rebhuhn], aber es kann

¹⁷⁹ Vgl. Wikipedia, Art. Josef Stern: [https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Stern_\(Journalist\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Stern_(Journalist)), 7.2.2023

¹⁸⁰ Ebd.

einem doch auch ‘mal zu viel werden. [...] dieser deutschnationale Standpunkt, wie er sich da giebt, hat doch was Bornirtes. Die Gambetta-Zeit von 70/71 ist eine große Zeit [gemeint ist der französische Politiker Léon Gambetta der im September 1870 zusammen mit Jules Favre die „Dritte Republik“ ausrief]; was daran schwach und vielleicht auch eitel und verwerflich war, liegt auf der Hand, aber es mischt sich, gerade auch im Einzelnen, so viel erhabenen Opferfreudiges ein, daß man solche deutsch-chauvinistische Sprache nicht führen darf.“¹⁸¹ Fontanes Urteil über Rindfleisch fällt hier ähnlich ambivalent aus wie bei den jüdischen Kurgästen. Interessanterweise kritisiert er aber anders als die üblichen Antisemiten seiner Zeit einen überzogenen, chauvinistischen Nationalismus, den er klar ablehnt.

Bereits am 25. Juli 1889 schreibt Fontane erneut an Friedlaender und lässt sich erneut über die Mittelmäßigkeit der Juden aus, die er den „Germanen“ unterlegen sieht: „Mit der ganzen jüdischen Überlegenheit ist es ueberhaupt so so und der germanische Knote [= roher, plumper Kerl] ist eigentlich der überlegene. Wen man bedenkt, über welche Bildungsmittel die Juden verfügen, so ist es erstaunlich, wie wenig dabei herauskommt. Sie sind lebenskluges Mittelgut; am besten in der Medizin, wo der Schwindel anfängt.“¹⁸²

Zwei Jahre später zeigte sich Fontane in einem Brief an seine Tochter Mete vom 5. Juni 1891 erfreut darüber, dass sich in Bad Kissingen bisher kaum Juden aufhielten: „Hier fanden wir alles beim Alten, was recht gut aber ein bisschen langweilig ist und so vergehen denn auch hier, wie in Berlin, die Tage unter der Devise: `immer dasselbe.` Wofür man denn schließlich noch aufrichtig dankbar sein muß, denn Onkel Zöllner repräsentirt das Neue, das einem noch blüht, hoffentlich, wenns kommt, in etwas abgeminderter Gestalt. - Juden sind fast noch gar nicht hier, auch nicht solche, die sich Russen oder Amerikaner nennen, die letzteren sind die furchtbarsten, Heymann Levi als Washington crossing the Delaware. Stattlicher Adel herrscht zur Zeit noch vor, meist sehr gut wirkend, einige höchst pikante Engländerinnen, von Mama natürlich angezweifelt.“¹⁸³ Im selben Brief kommt Fontane auch auf die „liebe[...] und gute

¹⁸¹ Ebd.

¹⁸² Fontane, Theodor: Brief an Georg Friedlaender vom 25. Juli 1889. Der Text des Briefes wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

¹⁸³ Fontane, Theodor: Brief an seine Tochter Mete vom 5. Juni 1891. Der Text des Briefes wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

[...] Frau Sternheim“ (gemeint ist Marie Sternheim, geb. Meyer) zu sprechen. Erneut liegen positive und abwertende Äußerungen über Juden bei Fontane dicht beieinander.

In seinem Brief vom 25. Juni 1891 an Mete beklagte Fontane sich dann nicht nur über den schlechten Service in dem Kissinger Restaurant Braun, sondern auch über die unangenehmen Menschen, mit denen er in Kissingen verkehren müsse. Für Fontane fallen vor allem die jüdischen Kurgäste darunter: „Das Hotel- u. Restaurationsessen ist unerträglich; entweder ist es so schofel, daß man von dem Jammerzeug nicht leben kann oder wenn man leidlich gepflegt wird, kommt man um vor präntensioser Oede und Langeweile. Daß man angenehme Menschen findet, ist wie das große Loos, man kann nicht darauf rechnen, Regel ist daß man aus den unangenehmsten Empfindungen gar nicht herauskommt. Heute aßen wir bei ›Braun‹, wo man uns gesagt hatte, daß es herrlich sei. Eine furchtbare Suppe; dann warten wir eine halbe Stunde auf den Fisch der kommen soll, er kommt aber nicht; Kellner laufen schweißtriefend auf und ab und sagen in einem fort ›Pardon‹ so daß thatsächlich die Luft davon schwirrt, hart in unsrem Rücken sitzt eine Judenfamilie und der Vater sagt beständig: ›Alice setze Dich; ›Fräulein‹ wird gleich kommen; ich weiß nicht wo ›Fräulein‹ bleibt; ›Fräulein‹ wird wohl noch in die Leihbibliothek gegangen sein; beruhige Dich Alice ›Fräulein‹ wird schon kommen.‹ Nichts zu essen, empört über die ganze Wirthschaft und um mich her nichts wie das ›Pardon‹ der Kellner und das ›Fräulein‹ des eitlen Juden (er brüstete sich mit der Existenz eines ›Fräuleins‹) – so verging qualvoll die Zeit, immer noch kein Fisch und wüthend schmiß ich ein 5 Markstück auf den Tisch und ging weg und werde dies berühmte Lokal nicht wiedersehn. Das alles war an einem kleinen ›Einzeltisch‹, sitzt man an einer langen Tafel, so ist es noch gräßlicher. Die Menschen sind Pack und die verjüdelte Menschheit ist es siebenfach. – Morgens am Brunnen ist es hübsch, das Frühstück schmeckt, die Vormittagsstunden vergehen angenehm bei Lektüre, desgleichen ist der Abend angenehm von 7 1/2 bis 9 1/2, wo wir beim Thee sitzen und Ei und Schinken auf unsrem Zimmer uns schmecken lassen, dazu kommen Spaziergänge, die stärken und erfreun, – der Verkehr aber ist gräßlich. In der Regel schiebe ich die Schuld auf meine Ungeschicklichkeit, aber ich bin dabei strenger gegen mich als nö-

thig; – mit auch nur erträglich netten Menschen kann ich ganz gut verkehren.“

¹⁸⁴ Die jüdischen Kurgäste gehörten für Fontane offenkundig nicht zu den „erträglich netten Menschen“. Symptomatisch für Fontanes Blick auf sie ist seine Einschätzung des jüdischen Vaters, der seine quengelnde Tochter zu beruhigen versuchte, indem er ihr sagte, dass ihr Kindermädchen bald komme. Fontane unterstellt ihm sofort Angeberei: Er habe den anderen Gästen mit diesem laut verkündeten Hinweis zeigen wollen, dass er sich aufgrund seines Vermögens ein Kindermädchen leisten könne. Auf die Idee, dass hinter dieser Aussage ein ganz normaler Beruhigungsversuch eines überforderten Vaters stehen könnte, kommt Fontane nicht.

Gegen Ende seines Briefes geht Fontane auf eine für ihn durchaus typische, ambivalente Weise auf den Skandal um die Entlassung des Journalisten Dr. **Paul Marx**, einem Freund seines Freundes – des Kritikers, Theaterleiters und Regisseurs Otto Brahm (1856-1912) – aus der „Vossischen Zeitung“ ein: „In Berlin spukt jetzt eine gräßliche Geschichte auf der Vossischen Ztg. Dr. Paul Marx, kluger u. reizender Kerl (Freund Brahms) ist wegen angeblicher ›Unfähigkeit‹ entlassen worden, in Wahrheit aber weil er Jude ist. Daraus ist nun ein groß Gewitter entstanden, das zu Häupten sowohl von Lessing [Carl Robert Lessing (1827-1911), Miteigentümer und Herausgeber der „Vossischen Zeitung“] wie von Stephany steht [Friedrich Stephany (1830-1912), Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“ und Briefpartner Fontanes]. Marx, ein sehr encouragierter Kerl (ähnlich wie Brahm, nur glaub ich kauschrer [koscherer]) will die naive ›Unfähigkeitserklärung‹, die einfach einen Strich durch seine Existenz macht, nicht auf sich sitzen lassen und geht mit einem Verläumdungsprozeß vor. Kommt es dazu, so werden furchtbare Sachen gesagt werden, namentlich auch von der socialdemokratischen Presse. Und nicht wieder von den eigentlichen Judenblättern. Es kann nett werden.“ ¹⁸⁵ Einerseits findet Fontane für Paul Marx sehr positive Worte (klug, reizend, couragiert), andererseits kann er sich antisemitische Seitenhiebe auf dessen jüdische Herkunft (und die seines Freundes Otto Brahm) nicht verkneifen. Zudem spricht er erneut abschätzig von „Judenblättern“ und befürchtet eine öffentliche Schlamm-

¹⁸⁴ Fontane, Theodor: Brief an seine Tochter Martha (Mete) vom 25. Juni 1891. Der Text wurde mir freundlicherweise vom Theodor-Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt.

¹⁸⁵ Ebd.

schlacht, die durch den von Marx angestoßenen Verleumdungsprozess ausgelöst werden könnte.

Für Fontane scheinen die Kurgäste in Karlsbad und Kissingen fast ausschließlich aus Juden zu bestehen. Und obwohl er sie als kultivierte Träger der Bildung und interessierte Leser seiner Werke durchaus respektierte, nahm er doch Anstoß an ihrem gehäuften Auftreten. So schreibt er etwa in einem Brief aus Karlsbad vom 17. August 1893: „Ich hätte nie geglaubt, dass es so viele Israeliten auf der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel [Haufen] versammelt sind. [...] Ich halte viel von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wobei ich das Geld nicht einmal in Rechnung stelle. Aber was zu toll ist, ist zu toll.“¹⁸⁶ Und vor seiner Abreise aus Karlsbad gab er zu verstehen, dass er keine jüdische Reisegesellschaft wünsche: „Ich wollte“, so Fontane, „ich säße erst judenlos im Coupé“¹⁸⁷.

In einem Brief an Paul Schlenther vom 13. September 1895 relativierte er seine Kritik an den jüdischen Kurgästen in Karlsbad angesichts der dort kurenden Christen: „Die Karlsbader Tage waren wieder sehr schön, und selbst mit den Juden habe ich Frieden geschlossen. Anfangs außer mir, war ich doch bald so weit, daß ich erschrak, wenn ich einen Christen sah, namentlich Damen – die sahen vergleichsweise wie Wassersuppen aus. Die Juden, selbst die häßlichen, haben doch wenigstens Gesichter.“¹⁸⁸

Auch in einem Brief an seine Tochter Mete vom 30. August 1895 aus Karlsbad schneiden die jüdischen Kurgäste im Vergleich mit den christlichen besser ab, selbst wenn er sich bei seinem Lob auf Juden als Kulturträger negative Seitenhiebe nicht verkneifen kann: „Inmitten seiner Antipathien kommt man doch immer wieder in´s Schwanken, weil sie [gemeint sind die Juden] – auch die, die einem durchaus mißfallen – doch immer noch Kulturträger sind und inmiten all ihrer Schäßigkeiten und Geschmacklosigkeiten Träger geistiger Interessen. Wenn auch nur auf ihre Art. Sie kümmern sich um alles, nehmen an allem Theil, erwägen alles, berechnen alles, sind voll Leben und bringen dadurch Leben in die Bude. Wie stumpf, wie arm, auch geistig arm, wirkt daneben der Durchschnittschrist! Und sucht man sich nun gar die guten Num-

¹⁸⁶ Fontane, Theodor: Brief aus Karlsbad vom 17. August 1893, zitiert nach Zimmermann, S. 10

¹⁸⁷ Zitiert nach Dieterle, S. 28

¹⁸⁸ Fontane, Theodor: Brief an Paul Schlenther vom 13.9.1895, zitiert nach Diederichs, S. 168

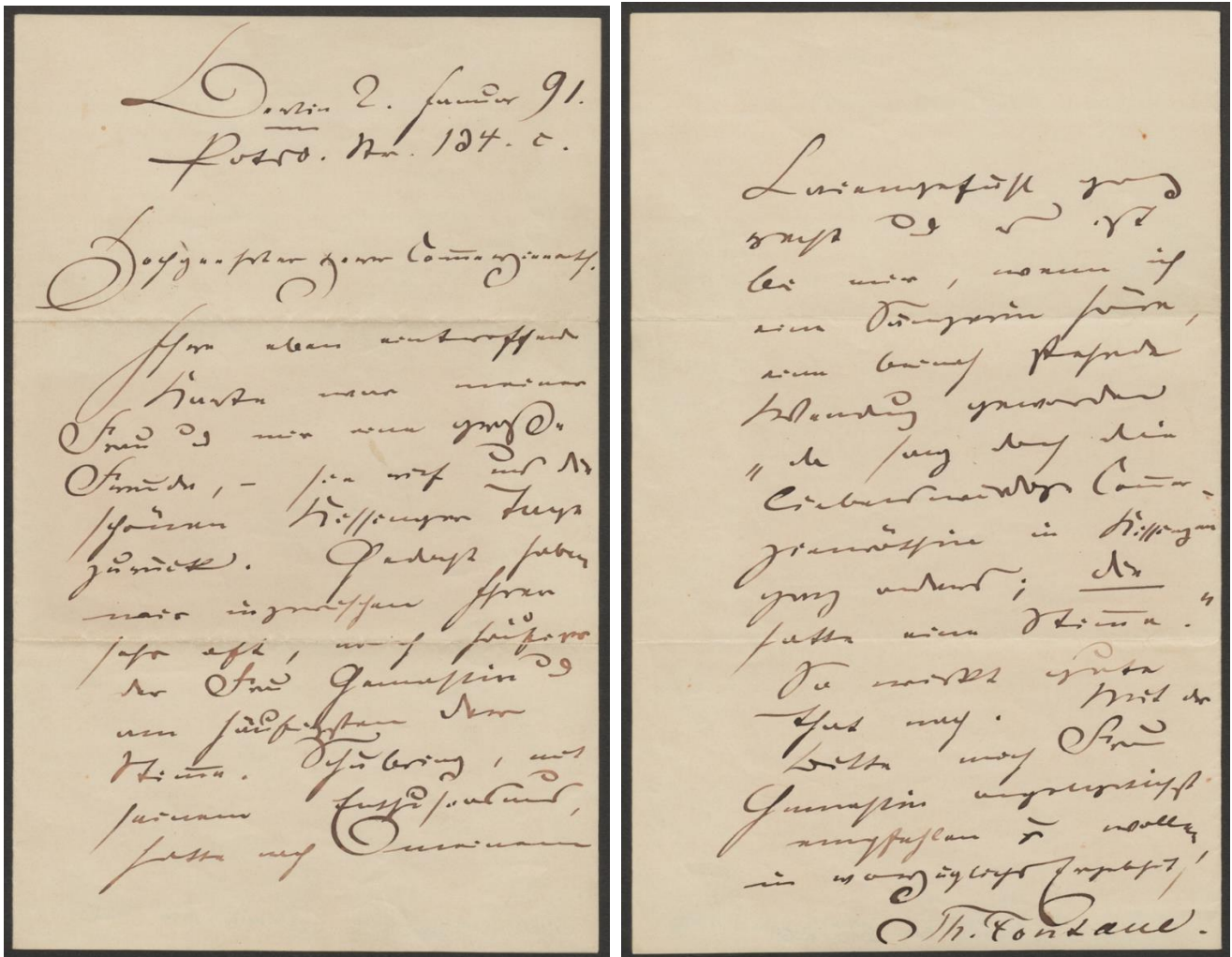
mern heraus oder lernt man Damen kennen, [...] die nichts sind als guter Judentumsdurchschnitt und doch unserm Durchschnitt gegenüber eine gesellschaftliche Ueberlegenheit zeigen. Das Schlußgefühl ist dann immer, daß man Gott schließlich noch danken muß, dem Berliner Judentum in die Hände gefallen zu sein.“¹⁸⁹ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Fontane in einem Brief an seine Tochter Mete am 20. März 1898: „Immer wieder erschrecke ich vor der totalen `Verjüdelung` der sogenannten `heiligsten Güter der Nation`, um dann im selben Augenblick ein Dankgebet zu sprechen, daß die Juden überhaupt da sind. Wie sähe es aus, wenn die Pflege der `heiligsten Güter` auf den Adel deutscher Nation angewiesen wäre. Fuchsjagd, getünchte Kirche, Sonntag-nachmittagspredigt und jeu.“¹⁹⁰

Von seiner charmanten, zuvorkommenden Seite zeigte sich Fontane im Austausch mit dem Dessauer Bankier und Geheimen Kommerzienrat **Hugo Sonnenthal** (1845-1921) und dessen Frau **Adele Lippmann** (ca. 1852-1929), die er 1890 während seines zweiten Kuraufenthalts in Bad Kissingen kennengelernt hatte. Dabei musste sich auch die Gelegenheit ergeben haben, dass Adele Sonnenthal, die über eine schöne Stimme verfügte, einige Gesangsstücke in Anwesenheit Fontanes und seiner Frau zum Besten gegeben hat. Ebenfalls anwesend war der aus Dessau stammende Maler Richard Schubring (1853-1902), ein guter Bekannter der Sonnenthals, der von Hugo und dessen Schwiegervater Leopold Lippmann zwei schöne Porträts gemalt hat. Nachdem Hugo Sonnenthal seinem neuen prominenten Bekannten Ende Dezember zu dessen 71. Geburtstag gratuliert hatte, antwortete Fontane ihm nur wenige Tage später am 2. Januar 1891 sehr herzlich: „Ihre eben eintreffende Karte war meiner Frau und mir eine große Freude, - sie rief uns die schönen Kissinger Tage zurück. Gedacht haben wir inzwischen Ihrer sehr oft, noch häufiger der Frau Gemahlin und am häufigsten deren Stimme. [Richard] Schubring, mit seinem Enthusiasmus, hatte nach meinem Laiengefühl ganz recht und es ist bei mir, wenn ich eine Sängerin höre, eine beinah stehende Wendung geworden, `da sang doch die liebenswürdige Commerzienrätin in Kissingen ganz anders, die hatte eine Stimme.` So wirkt gute That nach. Mit der Bitte mich Frau

¹⁸⁹ Fontane, Theodor: Brief an Martha (Mete) Fontane vom 30.8.1895 aus Karlsbad, zitiert nach Diederichs, S. 167

¹⁹⁰ Fontane, Theodor: Brief an Martha (Mete) Fontane vom 20. März 1898, zitiert nach: Beintmann, Cord: Theodor Fontane, München 1998², S.129

Gemahlin angelegentlich empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.“¹⁹¹

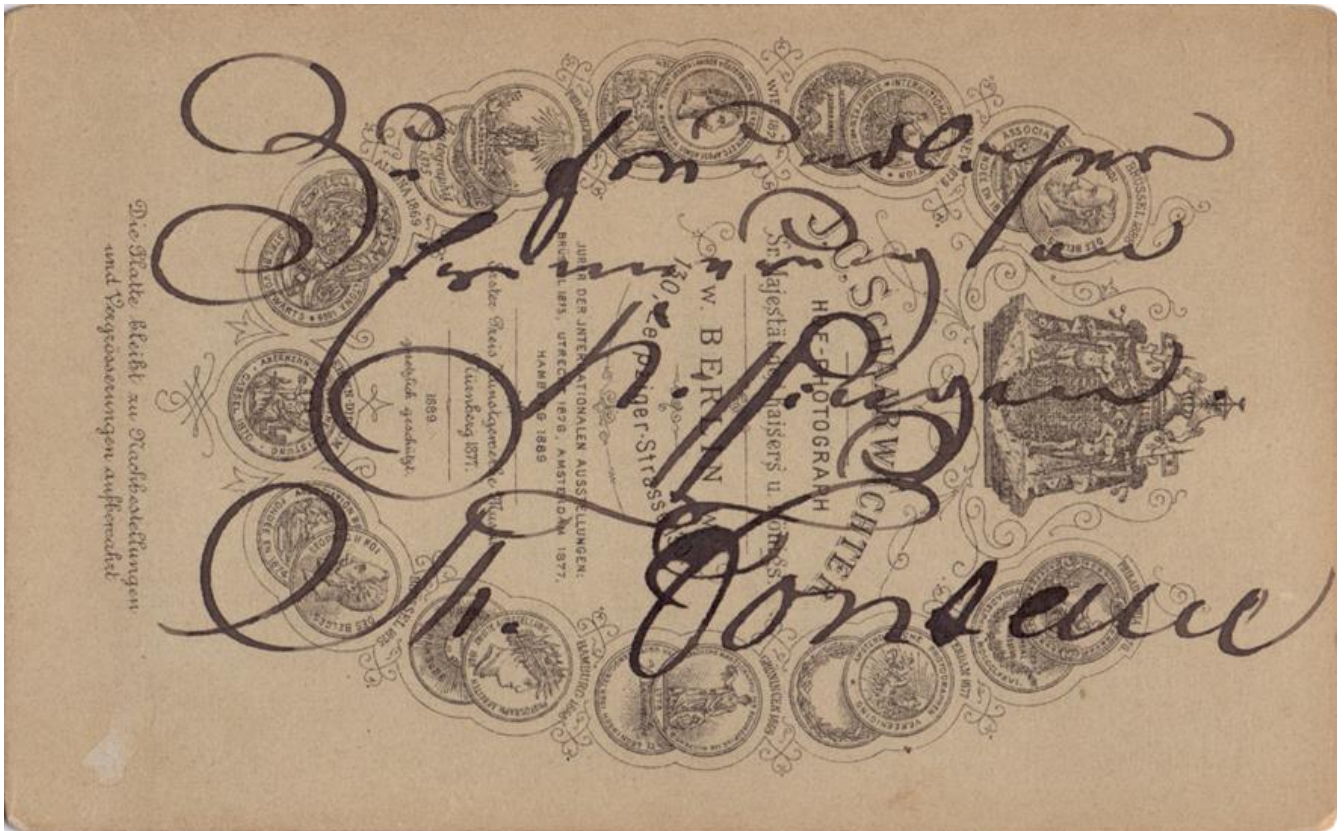


Brief Theodor Fontanes an Hugo Sonnenthal, Berlin, 02.01.1891, handschriftl. auf Papier, 22,70 cm x 14,20 cm, Inv.-Nr.: SM 2013-8069, Sammlung Stiftung Stadtmuseum Berlin © Stadtmuseum Berlin

Als Fontane im folgenden Jahr mit seiner Frau wiederum in Bad Kissingen war, erfuhr er, dass Hugo Sonnenthal sich ebenfalls im Kurbad aufhielt und entschloss sich, ihn zu besuchen. Leider war der Dessauer Commerzienrath kurz zuvor abgereist, als er ihn am 25. Juni 1891 in dessen Unterkunft – der Villa Goebel – aufsuchen wollte. Noch am selben Tag schrieb Fontane ihm einen Brief, der bisher von der Forschung nicht zugeordnet werden konnte, da er ohne Nennung des Adressaten überliefert wurde und so Eingang in die

¹⁹¹ Fontane, Theodor, Brief an Hugo Sonnenthal vom 2. Januar 1891. HBV 91/6. Handschriftl. auf Papier, 22,70 cm x 14,20 cm, Inv.-Nr.: SM 2013-8069, Sammlung Stiftung Stadtmuseum Berlin.

„Collections Aristophil“ gefunden hatte und sich heute in Privatbesitz befindet.¹⁹² Mit Hilfe der Kissinger Kurliste konnte Hugo Sonnenthal jedoch als Adressat des Briefes identifiziert werden. Fontane bedauerte in dem Schreiben, Sonnenthal vor dessen Abreise verpasst zu haben: „Hochgeehrter Herr Commerzienrath. `Der Herr Commerzienrath ist vor einer halben Stunde abgereist`, so hieß es gestern Mittag in Villa Goebel als ich vorsprach, um mich nach Ihrem Ergehen zu erkundigen. Es war diesmal ein beständiges Verfehlen und wenn uns ein freundliches Schicksal noch einmal in Kissingen zusammenführt, so trifft es sich in diesem Punkte hoffentlich glücklicher. Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlich empfehlen zu wollen, in vorzügl. Ergebenheit Th. Fontane.“¹⁹³



„Zu freundlicher Erinnerung an Kissingen Th. Fontane“, Dankadresse von Theodor Fontane an Hugo und Adele Sonnenthal auf der Rückseite des Fotos von Hoffotograph Schaarwächter © Theodor-Fontane-Archiv, Stiftung von Peggy Häggqvist (geb. Sonnenthal)

¹⁹² Vgl. den Auktionskatalog des Auktionshauses Aguttes zur Collections Aristophil am 20.12.2017, S. 64. 2019 wurde der Brief bei Stargardt versteigert.

¹⁹³ Fontane, Theodor: Brief an Hugo Sonnenthal vom 25.6.1891. HBV 91/82 a. Zuletzt Aguttes, Paris, 20.12.2017, Lot 43. Auktionskatalog des Auktionshauses Aguttes zur Collections Aristophil am 20.12.2017, S. 64, Brief Auktion 109-2762-01.

№ 52.

Kurliste von Bad Kissingen

1891.

Fort- laufende Nro.	An- kunft.	Namen, Charakter und Wohnort der angekommenen Kurgäste.	Per- sonen- zahl.	Wohnung.
	Juni	Uebertrag	2918	
2014	3	Frau Paul Mengers aus Berlin.	1	Hôtel & Villa Diana.
2015	"	Herr B. Hahlo, Bankdirektor mit Frau Gemahlin aus Hamburg.	2	dasselbst.
2016	"	Herr Consul A. Warncke mit Frau Gemahlin aus Hamburg.	2	dasselst.
2017	"	Herr Clemens Kostheim, Gutsbesitzer mit Frau Gemahlin aus Zawzece in Galizien.	2	Hôtel garni Friedmann.
2018	"	Herr Karl Theodor Pohlmann, Kaufmann aus Leipzig.	1	Hôtel Zapf am Bahnhofe.
2019	"	Herr Sander, Kaufmann mit Frau Gemahlin aus Freiberg.	2	dasselbst.
2020	"	Herr R. Hübner, Kaufmann aus Kitzingen.	1	dasselbst.
2021	"	Herr Eugen Frielinghaus, Kaufmann aus Dortmund.	1	Hôtel garni Rieger.
2022	"	Herr C. Dic tor, Bergwerksdirektor mit Frau Gemahlin aus Wattenscheid, Westph.	2	dasselbst.
2023	"	Herr Naeboc, Kaufmann mit Herrn Sohn aus St. Petersburg.	2	dasselbst.
2024	"	Frau Amalie Russak, Rentière mit Fräulein Clara Fibelkorn aus Berlin.	2	dasselbst.
2025	"	Herr H. Hogrefe, Oekonom aus Thiedebach, Braunschweig.	1	Württembergischer Hof.
2026	"	Herr Reinhold Müller, Apotheker aus Berlin.	1	Gebr. Fuss.
2027	"	Herr Philipp Neumüller aus Würzburg.	1	Haus Krosse.
2028	"	Fräul. Emmi Blachstein aus Magdeburg.	1	Villa Kugelman.
2029	"	Herr Herm. Trutschel, Landwirth aus Barchfeld.	1	A. Hülle.
2030	"	Herr Sebastian Mertz, Rentier aus Köln a/Rh.	1	F. Meinel.
2031	"	Frau Marie Gehrt, Gutsbesitzersgattin aus Grossenstein.	1	dasselbst.
2032	"	Frau Christiane Köhler, Schneidermeistersgattin v. da.	1	dasselbst.
2033	"	Herr B. Birnbaum, Commis aus Hildesheim.	1	A. Löwenthal jr.
2034	"	Herr Fritz Schlesinger, Kaufmann aus Oppeln.	1	Villa Habermann.
2035	"	Frau Elise Kraus mit Frl. Tochter aus Schweinfurt.	2	Gg. Stang.
2036	"	Herr Heinrich Döbbeling, Kaufmann aus Hamburg.	1	A. Göbel.
2037	"	Herr Hugo Sonnenthal, Commerzienrath aus Dessau.	1	dasselbst.
2038	"	Herr A. Specht, Kaufmann mit Frau Gemahlin aus Hamburg.	2	F. Mainz.
2039	"	Herr Aurin, Beamter mit Frau Gemahlin aus Strassburg i/Elsass.	2	Gg. Guck.
		Summa	2954	

Kurliste von Bad Kissingen, Nr. 52 1891 mit Erwähnung Hugo Sonnenthals (Nr. 2007)

© Stadtarchiv Bad Kissingen



Theodor Fontane, fotografiert von Julius Cornelius Schaarwächter, Königlicher Hof-Photograph, Berlin © Theodor-Fontane-Archiv, Stiftung von Peggy Häggqvist (geb. Sonnenthal)

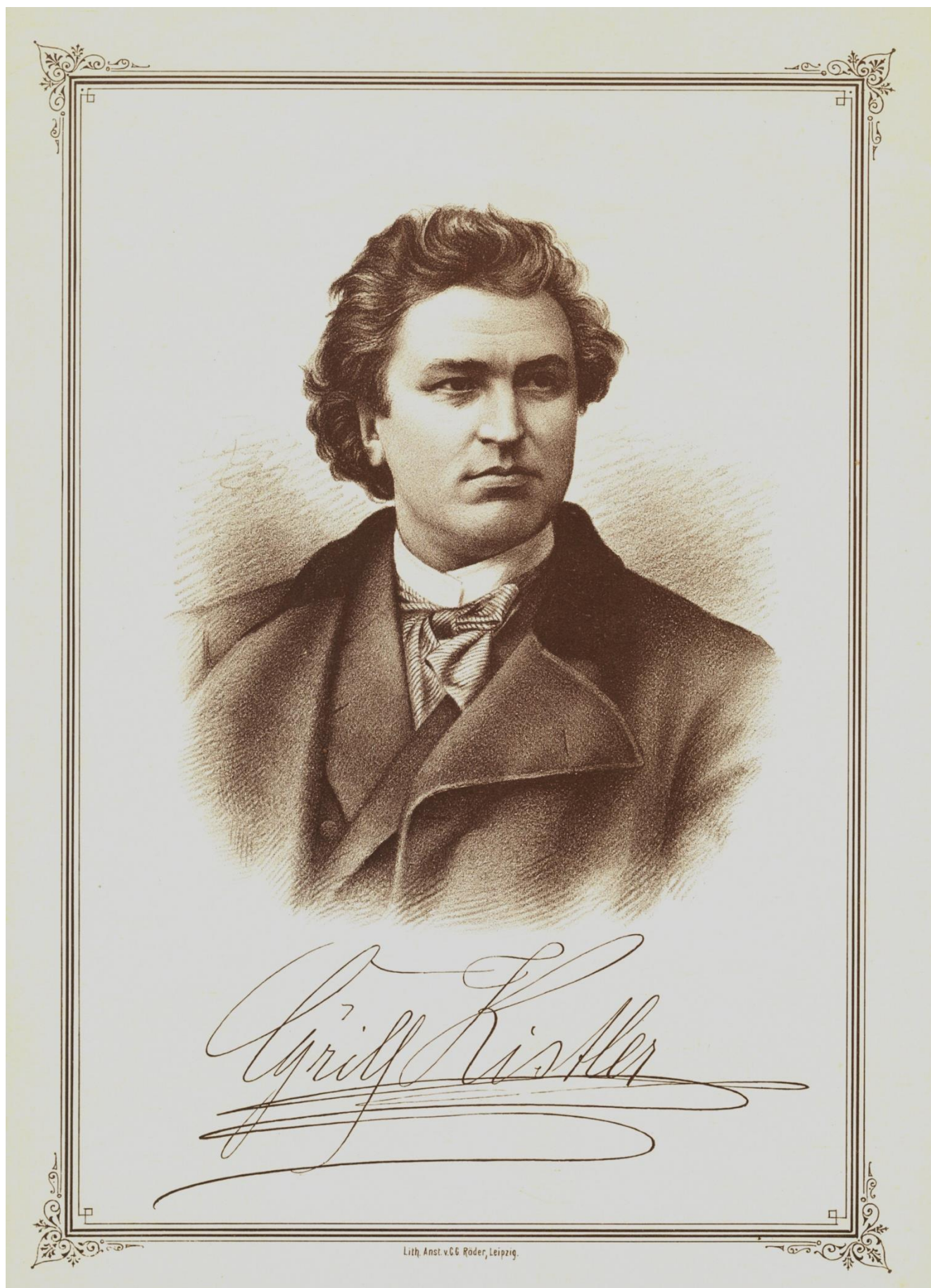
Ein weiterer Beleg für die Wertschätzung Fontanes gegenüber den Sonnenthals ist ein Foto des Berliner Hoffotografen Julius Cornelius Schaarwächter (1847-1904) mit einer persönlichen Widmung auf der Rückseite, das Peggy Häggqvist, die Enkelin von Hugo Sonnenthals Sohn Richard, 2023 dem Theodor-Fontane-Archiv überließ. Fontane dürfte es einem seiner Briefe (wohl aus dem Jahr 1891) an die Sonnenthals beigelegt haben.

Auch nach dem Brief vom Juni 1891 blieben die Sonnenthals und Fontane in Kontakt. So gratulierten Hugo und Adele Sonnenthal etwa im Dezember 1894 dem Autor zu dessen 75. Geburtstag und übersandten ihm als Präsent eine Palme, für die sich Fontane bereits einen Tag nach seinem Geburtstag am 31. Dezember 1894 bedankte: „Hochverehrte gnädigste Frau. In der Regel, wie die alte Wendung lautet, `sieht man viele, die nicht da sind´, an Tagen aber, wie der gestrige, sind viele da, die man sonst nicht sieht. Und das ist vielleicht das Beste solcher Feststunden, daß sie einen zu Gemüthe führen, wie viel Schönem und Liebenswürdigen man im Leben begegnen durfte. Seien Sie aufs herzlichste für die Palme bedankt, unter der man sicher ungestraft wandelt, zumal wenn solche Worte sie begleiten.“¹⁹⁴ Unter besten Grüßen und Empfehlungen von meiner Frau, zugleich mit der Bitte mich Ihrem Herrn Gemahl, dem ich für seine angefügten Zeilen herzlich danke, empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.“¹⁹⁵

Letztlich ist Fontanes Haltung zum Judentum ähnlich widersprüchlich wie seine Haltung zum Adel, den er einerseits kritisierte, andererseits aber in den Mittelpunkt seiner Romane rückte, oder wie seine politische Einstellung, die mal liberal, mal konservativ ausfiel. Seine zahlreichen jüdischen Freunde und Bekannte, die um seine antisemitischen Vorurteile wussten, hielten ihm aber ähnlich wie seine jüdischen Leserinnen und Leser, die einen Großteil seines literarischen Publikums ausmachten, stets die Treue.

¹⁹⁴ Fontane spielt hier auf Goethes „Wahlverwandschaften“ an, in denen Ottilie in ihr Tagebuch schreibt: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiss in einem Lande, wo Elefanten und Tiger zu Hause sind.“ Zudem verweist er auf die Anverwandlungen des Zitats in seinem Roman „L’Adultera“.

¹⁹⁵ Fontane, Theodor: Brief an Adele Sonnenthal vom 31. Dezember 1894. HBV94/196. Handschriftl. auf Papier, 22,20 cm x 13,9 cm, SM 2010-0073, Sammlung Stiftung Stadtmuseum Berlin.



Cyrill Kistler, Lithographie-Anstalt v. C. G. Röder, Leipzig © Sammlung Klaus Kistler



Cyrill Kistler, Foto: A. Weinstock, Hofphotograph, Sondershausen © Sammlung Klaus Kistler



Cyrill Kistler, Foto: A. Weinstock, Hofphotograph, Sondershausen © Sammlung Klaus Kistler

Zu den antisemitischen Künstlern, die mit Bad Kissingen verbunden waren, gehörte auch der Komponist, Autor und Musikpädagoge **Cyrill Kistler** (1848-1907)¹⁹⁶, der am 12. März 1848 in Großaitingen bei Augsburg als unehelicher Sohn **Rosalia Kistlers**, der unehelichen Tochter von Franz Josef Winkelmann und dessen Frau Walburga Kistler, geboren wurde. Der Name des Vaters ist ungewiss, wie Cyrills Urenkel Klaus Kistler zu berichten weiß: „Zum Vater gibt es nur unsichere Angaben, Cyrill hat ihn wohl nie kennengelernt. Ein gewisser Johann Danner, der als Vater bezeichnet wurde, hat dies während einer Vorladung energisch bestritten. Die Mutter hat ihren Sohn offenbar abgelehnt, zumindest aber weggegeben. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Aufgezogen wurde er von seinen Großeltern [...]. Franz Josef Winkelmann war also so etwas wie ein `Stiefgroßvater`.“¹⁹⁷ Nach dem frühen Tod seiner Mutter Rosalia wuchs Cyrill Kistler, der eine freudlose Kindheit und Jugend verlebte, bei seinen Großeltern auf. Schon früh begann er, sich für Musik zu interessieren. Mit acht Jahren erhielt er Geigenunterricht und brachte sich danach autodidaktisch das Trompete-, Pauke-, Posaune- und Klavierspielen bei. Für ihn war klar, dass er weder Handwerker wie sein vermutlicher Vater noch Geistlicher, wie von einem Pfarrer vorgeschlagen, werden wollte. Seine Zukunft sah er in der Musik. Und so besuchte er mit 17 Jahren das Lehrerseminar in Lauingen und ließ sich dort bis 1867 zum Musiklehrer ausbilden. Danach war er acht Jahre lang als Lehrer an insgesamt 13 verschiedenen Schulen tätig. Der häufige Schulwechsel war wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass er beständig Ärger mit seinen Vorgesetzten hatte.

Die entscheidende Wende in seinem Leben brachte die Ehe mit der wohlhabenden Jüdin **Rosa Steinheimer**, die er Ende 1875/Anfang 1876 geheiratet hatte. Sie ermöglichte es ihm, den ungeliebten Schuldienst zu verlassen und von 1876 bis 1878 an der Königlichen Musikschule in München u. a. bei Josef Rheinberger und von 1878 bis 1880 im Privatunterricht bei Generalmusikdirektor und Hofkapellmeister Franz Lachner zu studieren. Ab dem Februar

¹⁹⁶ Vgl. zu seiner Person: Webseite Cyrill Kistler: <http://www.cyrill-kistler.de/kurzportrait.htm>, 9.2.2023; Wikipedia, Cyrill Kistler: https://de.wikipedia.org/wiki/Cyrill_Kistler, 9.2.2023; Langner, Thomas-M.: Kistler, Cyrill. In: Neue Deutsche Biographie 11 (1977), S. 689-690 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118991035.html#ndb-content>, 9.2.2023; Tamino Klassikforum: <https://www.tamino-klassikforum.at/index.php?thread/15850-der-musiker-gröber/&pageNo=23>, 9.2.2023; Schwäbische Orgelmusik: <http://schwaebische-orgelromantik.de/personen/kistler-cyrill/kistler-cyrill.htm>, 9.2.2023 sowie E-Mail von Klaus Kistler vom 22.2.2023

¹⁹⁷ E-Mail von Klaus Kistler vom 22.2.2023

1876 war er in München gemeldet. Seine erste Ehe erwähnte er nicht direkt. Selbst in seiner „Selbstbiografie“, die er 1906 in seiner Musikzeitschrift veröffentlichte, spricht er nur sehr vage von einer Dame, die ihm das Studium ermöglicht hätte, ohne deren Namen oder gar die Ehe mit ihr zu erwähnen: „Wie ein Blitz aus heiterem Himmel erstand mir ein rettender Engel. Eine Dame gab mir die Mittel um in München an der kgl. Musikschule mich zum Künstler auszubilden. Ich eilte mit einem Sack voll Geld zu meinem Distrikt-schulinspektor J. E. Boll und meldete meinen Abgang vom Lehrerberufe an. Ich bat diesen Herrn, mir eine Schlußqualifikation auszuhändigen, da ich selbe für die kgl. Musikschule in München benötige und ich nie mehr in meinem Leben zum Schullehrerberufe zurückkehre, selbst wenn ich auf einem Misthaufen verhungern sollte. Zum Abschluß dieser Lebensperiode will ich diese Qualifikation hierher setzen. Sie ist interessant genug, um in Öffentlichkeit zu kommen und beweist, welch vielseitiger Mensch der Volksschullehrer sein muß. Von den Pfarrherrn verlangt man nicht soviel und Vielerlei. Frei ist der Mensch und wenn er selbst in dem kohlrabenschwarzen Bayern geboren wäre – das war meine Devise.“¹⁹⁸ Die Ehe der Kistlers verlief nicht sehr glücklich. Nachdem sich beide Ehepartner gegenseitig Ehebruch vorgeworfen hatten, wurde sie am 24. Mai 1879 vom Bezirksgericht München geschieden.¹⁹⁹ Von besonderer Bedeutung für Kistler war die erste persönliche Begegnung mit Richard Wagner 1877 im Wiener Caféhaus „Orlando di Lasso“ am Platzl in München, über die er in seiner Selbstbiografie berichtet: „1877 kam Richard Wagner nach München und durften wir Gralsritter ein paar Stunden im Orlando di Lasso mit dem Meister verkehren. Seelige Stunden! Außer uns Jungen war noch Prof. Jul. Hey und Franz Fischer anwesend. Da erlaubte mir der Meister, daß ich ihm meinen Festmarsch op. 41 widmen darf; wohl der schönste Moment meines Lebens.“²⁰⁰ Wagner, der neben Carl Maria von Weber, Heinrich Marschner und seinem Lehrer Franz Lachner sein großes musikalisches Vorbild war, widmete er nicht nur den in der Selbstbiografie erwähnten Festmarsch, sondern nach dessen Tod auch noch einen Trauermarsch. Von 1880 bis 1906 gab Kistler seine eigene Musikzeitschrift heraus, die er zunächst

¹⁹⁸ Kistler, Cyrill: Selbstbiografie, zitiert nach einer E-Mail von Klaus Kistler vom 22.2.2023

¹⁹⁹ Hinweis von Klaus Kistler in einer E-Mail vom 22.2.2023

²⁰⁰ Kistler, Cyrill: Selbstbiografie, zitiert nach einer E-Mail von Klaus Kistler vom 5.3.2023

„Aufsätze über musikalische Tagesfragen“, ab 1887 dann „Musikalische Tagesfragen, Zeitschrift für Musiker und Musikfreunde“ und ab 1890 „Musikalische Tagesfragen. Organ für Musiker, Musikfreunde und Freunde der Wahrheit“ nannte. 1880 übersiedelte er von München nach Kochel am See, wo er 1882 seine zweite Frau **Mary Friederike von Crompton** (1861-1923) heiratete, die am 10. Mai 1861 im südafrikanischen Wooldridge als Tochter eines Majors das Licht der Welt erblickt hatte.

Diese zweite Ehe verlief, wie der Musikschriftsteller Max Chop (1862-1929), den Kistler aus seiner Zeit in Sondershausen gut kannte, in seinem 1888 erschienenen Buch „Zeitgenössische Tondichter“ berichtet, sehr glücklich: „Die ganze Lebhaftigkeit seines [Kistlers] Fühlens übertrug er aber in erster Linie auf seine Familie, sein Weib und die Kinder. Mit einer wahrhaft rührenden Zärtlichkeit hing er an ihnen und pries stets das Glück, das ihm ein solch musterhaftes, treues Weib, solch herzige Kinder beschert habe. Oft traf ich ihn in seinem Heim, das jüngste Baby auf dem Arme, seine Frau an der Seite und ein Lächeln stiller Seligkeit in den Zügen der Gatten.“²⁰¹

Dem Ehepaar Kistler wurden drei Kinder geschenkt: Kunibert (1883-1919), Ulla (Ully) (1887-1971), die am 7. Mai 1971 in Eschwege/Werra verstarb, und Tina Kunihild (Albertine) (1884-92), die bereits am 25. September 1892 in Bad Kissingen mit nur acht Jahren starb.²⁰²

Kunibert Kistler trat in die musikalischen Fußstapfen seines Vaters: Er war als erfolgreicher Kapellmeister tätig und komponierte auch eigene Werke wie etwa die zweiaktige Oper „Die Lieder des Rauschegrimm“, die in Regensburg aufgeführt wurde²⁰³, und fertigte Arrangements wie die Fantasie aus Leo Délibes' Ballet „Coppélia“ an, die im Verlag von Adolph Fürstner erschien²⁰⁴. Der deutsche Komponist, Pianist und Musiktheoretiker Sigfrid Karg-Elert (1877-1933) widmete ihm und seinem Vater die 1906/07 entstandenen fünf Duos für Harmonium und Klavier op. 35 mit dem Titel „Poesien“.²⁰⁵ Sein

²⁰¹ Zitiert nach einer E-Mail von Klaus Kistler vom 22.2.2023

²⁰² Vgl. Stadtarchiv Bad Kissingen: Familienbogen Cyrill Kistler; Grabstein der Familie Kistler auf dem Kapellenfriedhof Bad Kissingen; E-Mail von Klaus Kistler vom 22.2.2023

²⁰³ Vgl. The Athenaeum Nr. 4423, vom 3.8.1912, S. 126

²⁰⁴ Vgl. Opus.bibliothek. uni-wuerzburg.de: https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/17449/file/Wunderle_Tobias_TurnhallenkonzerteTeil2.pdf, 1.3.2023

²⁰⁵ Vgl. Imslp.org: [https://imslp.org/wiki/Poesien,_Op.35_\(Karg-Elert,_Sigfrid\)](https://imslp.org/wiki/Poesien,_Op.35_(Karg-Elert,_Sigfrid)), 1.3.2023; Sheetmusicdownload: <https://sheetmusicdownloadfree.com/pdf/k/kargelertsigfrid/passacaglia-for-harmonium-op-25.pdf>, 1.3.2023

privates Glück fand er in der Ehe mit **Emma Zoll** (1885-1949), der Tochter des Kissinger Hotelbesitzers Gottfried Zoll und dessen Frau Josefine Weingärtner. Im Ersten Weltkrieg wurde er offenbar schwer verwundet. Er starb am 21. Juli 1919 mit nur 36 Jahren in Bad Kissingen vermutlich an den Folgen einer Kriegsverletzung.



Heinz Kistler: Hochmoor im Herbststurm, 1979 © Foto: Klaus Kistler; <http://www.heinz-kistler.de>
(Untermenü: Leben und Werk/Der Weg zum Expressionismus)

Seine Frau war mit ihrem Sohn **Heinz Kistler** (1912-2004)²⁰⁶, der am 1. Juli 1912 in Berlin zur Welt gekommen war, bereits während des Kriegs 1917 in ihre Geburtsstadt gezogen. Nach der Schule absolvierte Heinz Kistler auf Wunsch seiner Mutter, die am 23. März 1949 mit 63 Jahren in der Kurstadt starb, eine Malerlehre in der Kurstadt und besuchte dann in München zunächst

²⁰⁶ Vgl. zu Heinz Kistler: Webseite Heinz Kistler: <http://www.heinz-kistler.de/der-maler-der-rhoen>, 1.3.2023; Wikipedia, Heinz Kistler: https://de.wikipedia.org/wiki/Heinz_Kistler, 14.2.2023 sowie pers. Mitt. von Klaus Kistler vom 22.2.2023 und 1.3.2023

die Meisterschule für das Deutsche Malerhandwerk und ab 1932 die Akademie der Bildenden Künste, wo er bei Josef Hillerbrand (1892-1981) und Julius Diez (1870-1957) studierte. Während seine frühen Arbeiten noch sehr stark vom Realismus und Naturalismus geprägt waren, fand er Ende der 50er-Jahre zu einer unverwechselbaren expressionistischen Ausdrucksweise. Vor allem durch seine expressiven Landschaftsbilder der Rhön machte er sich überregional einen Namen. Der Journalist Ludwig Wiener würdigte das von Kistler geprägte neue künstlerische Bild der Rhön: „In unserer Zeit und für unsere Zeit hat der Maler Heinz Kistler die Rhön portraitiert, immer und immer wieder. Und immer auch anders, weil er das stets Neue in Ihren Gesichtern sieht und es anderen sichtbar macht [...] Kistlers Verdienst ist es, das Bild der Rhön aus dem holzgeschnitzten, kunstgewerblichen Rahmen herausgelöst zu haben, in den es gutmeinende Miniaturmaler gesteckt haben.“²⁰⁷ Aber nicht nur die heimische Rhön, sondern auch Ischia, Sizilien, die Liparischen Inseln und Island, die Kistler bereiste, fing er in farbintensiven, ausdrucksstarken Bildern ein. Kunstgeschichtlich lässt sich Kistlers Hauptwerk unter dem Begriff des „Expressiven Realismus“ einordnen.

Aus der 1938 geschlossenen und 1966 geschiedenen Ehe mit der aus Dingen (heute Imsum) bei Bremerhaven stammenden **Adele Helene Hedwig Altona** (1908-95) gingen die beiden Söhne Klaus (*1938) und Horst (1940-2005) hervor. Seine spätere Lebensgefährtin **Merline Pohlner-Brozek** (1912-2002), die aus dem Sudetenland stammte, lernte er 1945 kennen. Heinz Kistler starb am 4. November 2004 hochbetagt mit 92 Jahren in Bad Kissingen. Sein Sohn **Klaus Kistler**, der den Nachlass seines Vaters und Urgroßvaters verwaltet, studierte Elektrotechnik und betrieb 30 Jahre lang ein eigenes Ingenieurbüro in Bad Kissingen, wo er noch heute mit seiner Frau lebt.

Von Kochel zogen Cyrill und Mary Kistler zunächst nach Bad Tölz. Im Februar 1883 trat er dann eine Dozentenstelle für Musiktheorie am „Fürstlichen Konservatorium der Musik“ in Sondershausen, wo am 20. März 1884 am dortigen Hoftheater seine erste Oper „Kunihild und der Brautritt auf Kynast“ aufgeführt wurde. Am 1. April 1885 übersiedelte er schließlich mit seiner Fa-

²⁰⁷ Zitiert nach: Webseite Heinz Kistler: <http://www.heinz-kistler.de/der-maler-der-rhoen>, 1.3.2023

milie dauerhaft nach Bad Kissingen, wo er in der Salinenstraße 14 seine eigene private Musikschule ins Leben rief.²⁰⁸

Einen Namen machte sich Kistler durch eine Reihe von Lehrbüchern sowie durch seine Opern (z. B. „Baldurs Tod“, „Die Kleinstädter“, „Kunihild“, „Der Schmied von Kochel“, „Der Vogt auf Mühlstein“, „Röslein Hag“ und „Eulenspiegel“), aber auch durch seine Chöre, Lieder, Orgel- und Klavierwerke. In Düsseldorf, wo zwei seiner Opern uraufgeführt wurden, zeigte sich ein Rezensent von seiner Musik besonders begeistert und reihte ihn sogar unter die bedeutendsten zeitgenössischen deutschen Komponisten ein: „Es gibt nach Richard Wagner’s Tod nur drei nachwagnerische Komponisten, deren Werdegang ich mit Aufmerksamkeit und Interesse verfolge: Hans Pfitzner, Richard Strauss und Cyrill Kistler. Das sind die drei meistgeschmähten, meist bewunderten und belobten Komponisten Deutschlands.“²⁰⁹ Richard Strauss tat hingegen Kistlers komische Oper „Eulenspiegel“ als „unbeholfen“ und (wohl unfreiwillig) „erheiternd“²¹⁰ ab. Immerhin veranlasste sie ihn einige Jahre später dazu, selbst eine Tondichtung über Eulenspiegel zu schreiben, die unter dem Namen „Till Eulenspiegels lustige Streiche“ weltberühmt wurde.

Kistlers bekanntester Schüler war der polnische Pianist **Mieczysław Horszowski** (1892-1993), der seinen ersten Klavierunterricht von seiner Mutter erhielt und von 1899 bis 1904 in Wien bei Theodor Leschetizky in Wien studierte. Kistler lernte das siebenjährige Wunderkind 1899 bei einem Konzert in Bad Kissingen kennen und unterrichtete ihn danach eine Zeitlang. Horszowski, der in allen großen Konzertsälen der Welt auftrat, machte sich als Begleiter von Josef Szigeti und Pablo Casals einen Namen, wurde aber auch als Solist sehr geschätzt. Zu seinem umfangreichen Repertoire gehörten neben Bach, Mozart, Beethoven, Chopin und Schumann auch Strawinsky, Szymanowski, Villa-Lobos und Schostakowitsch. Er starb hochbetagt am 22. Mai 1993 in Philadelphia einen Monat vor seinem 101. Geburtstag.²¹¹

Kistler starb am 1. Januar 1907 mit 58 Jahren in Kissingen. In ihrem Nachruf würdigte die Saale-Zeitung Kistler als geselligen Stammtischbruder und

²⁰⁸ Die Musikschule Cyrill Kistlers wird 1885 im Heft 4 der „Aufsätze über musikalische Tagesfragen“ erstmals in einer Anzeige erwähnt. Hinweis von Klaus Kistler vom 22.2.2023.

²⁰⁹ Zitiert nach: Webseite Cyrill Kistler: <http://www.cyrill-kistler.de/kurzportrait.htm>, 9.2.2023

²¹⁰ Vgl. Wikipedia, Cyrill Kistler: https://de.wikipedia.org/wiki/Cyrill_Kistler, 9.2.2023

²¹¹ Vgl. Wikipedia, Mieczysław Horszowski: https://de.wikipedia.org/wiki/Mieczyslaw_Horszowski, 9.3.2023

wünschte seinen Werken ein langes Leben: „Am Stammtisch, im Freundeskreise war Kistler ein fideler Gesellschafter, der sich sehr lebhaft und mit drastischem Witz an den Debatten beteiligte. Möge ihm die Anerkennung, um die er vierzig Jahre lang gerungen, nach seinem Tode werden: der Lorbeer der Unsterblichkeit. Kistler verdient es, zu Deutschlands großen Meistern gezählt zu werden.“²¹² Der Wunsch des Kissinger Lokalblattes sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Seine etwa 200 Kompositionen fielen nach seinem Tod relativ rasch dem Vergessen anheim. Das lag zum einen an den schlechten Libretti und der deutschnationalen Ausrichtung seiner Opern, zum anderen aber auch daran, dass es ihm nicht gelang, einen wirklich eigenständigen, unverkennbaren Stil auszubilden, der ihn unverwechselbar gemacht hätte.

Cyril Kistler vertrat wie sein großes Vorbild Richard Wagner einen ausgeprägten Antisemitismus. Dabei hatte er durchaus verschiedene durchaus gute Kontakte zu Juden. Seine erste Frau, die ihm sein Musikstudium ermöglichte, war Jüdin. Und während seiner Zeit als Lehrer in Kleinkötz (1873-75) war er im benachbarten Ichenhausen als Privatlehrer in jüdischen Familien und als Leiter des jüdischen Gemeindechores „Zion“ tätig.²¹³ Kistler erinnerte sich daran in seiner „Selbstbiografie“ durchaus positiv: „Mein Kirchenchor [in Kleinkötz] war gut und ich freute mich immer auf die Sonn- und Festtagsmessen. Ichenhausen liegt eine Stunde von Kleinkötz und war ich dort Dirigent des Gesangvereines an der Günz und Dirigent des Vereins `Zion´. Da hatte man Arbeit, Vergnügen und Abwechslung. Das waren noch schöne Zeiten. Kein politischer Zwiespalt, keine konfessionellen Hetzereien. Da standen Katholiken, Protestanten und Juden nebeneinander auf dem Sängerpodium. Da brachte man auch etwas Vernünftiges zustande und ich erinnere mich mit Freuden der prächtigen Aufführung des `Kolumbus´ von Becker im Schloßsaale.“²¹⁴ Mit dem Komponisten Becker dürfte der Würzburger Stadtkämmerer, Komponist und Chorleiter Valentin Becker (1814-90) gemeint sein, unter dessen etwa 500 Werken vor allem die Vertonung des Frankenlieds Victor von Scheffels „Wohlauf, die Luft geht frisch und frei“ noch heute populär ist.

²¹² Saale-Zeitung, 1.11.1907

²¹³ Vgl. Künzl, Epochenkrise, S. 44

²¹⁴ Kistler, Cyrill: Selbstbiografie, zitiert nach einer E-Mail von Klaus Kistler vom 5.3.2023



Büste des Komponisten Cyrill Kistler von Valentin Weidner © Sammlung Klaus Kistler



Grabstein Cyrill Kistlers auf dem Kapellenfriedhof Bad Kissingen © Sammlung Klaus Kistler



Schloss Kleinkötz © CC BY-SA 3.0, Foto: Manfi.B., https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Schloss_Kleinkötz?uselang=de#/media/File:Großkötz_Schloss_2.JPG, unverändert übernommen

Kistlers nationalistische, antisemitische Einstellung zeigte sich immer wieder in den Artikeln seiner Musikzeitschrift. So ließ er etwa 1884 in deren Mai-Ausgabe seinem Antisemitismus freien Lauf, als er den jüdisch-deutschen Dirigenten und Komponisten **Hermann Levi** (1839-1900), der im Juli 1882 die Uraufführung von Richard Wagners „Parsifal“ in Bayreuth geleitet hatte, in einem offenen Brief persönlich angriff. Levi hatte sich kritisch über Kistlers erste Oper „Kunihild“ geäußert, die kurz zuvor in Sondershausen ihre Uraufführung erlebt hatte. Kistler muss dabei Levi den ersten Akt der Oper einige Zeit vorher auf dem Klavier persönlich vorgespielt haben (wohl in der Hoffnung, dass der Generalmusikdirektor und Hofkapellmeister des Münchner Hof- und Nationaltheaters seine Oper an dessen Haus auf den Spielplan setzen würde). Hermann Levi fand Kistlers Musik jedoch „aphoristisch“ und bezeichnete seine Instrumentation als „Militärmusik“. Nachdem der Hofkapellmeister im Oktober 1882 dem Komponisten in einem Brief zu verstehen

gegeben hatte, dass er das Libretto des Autors Ferdinand Graf von Sporck (1848-1928), der auch Gründer und Leiter des „Allgemeinen Richard-Wagner-Vereines“ war, nicht verstünde, stellte Kistler 1884 in seinem offenen Brief nicht nur die fachliche Qualifikation des in Gießen geborenen Levi, der zu den größten Dirigenten des 19. Jahrhunderts gehörte, sondern auch noch dessen deutsche Herkunft sowie dessen Verständnis für deutsche Kultur im Allgemeinen und für die Werke Richard Wagners und Cyrill Kistlers im Besonderen in Frage: „Sehr geehrter Herr! / Sie werden jedenfalls mit außerordentlicher Freude die Nachricht aufgenommen haben, dass meine Oper `Kunihild´ sehr gut gefallen hat. Ja die Presse sprach sogar von einem `großartigen´ Erfolge. Sie waren der erste, der die Dichtung meiner Oper verdammt, und ich würde es verschmähen das Briefgeheimnis zu verletzen, wenn Sie ihr abfälliges Urteil nicht öffentlich Anderen Gegenüber ausgesprochen hätten. Sie schrieben am 20. Oktober 1882 an mich: `Ich (Sie Herr Levi!) habe von dem Textbuche Kunihild gar nicht verstanden, obgleich ich den ersten Akt gleich dreimal hintereinander gelesen habe.´ / Ich bedauere Das sehr, aber um Ihretwillen Herr Levi; denn als die Vorbereitungen zu Kunihild ihren Anfang nahmen, gab ich jeden Conservatoristen ein Textbuch, ersuchte dasselbe durchzulesen und sich zu orientiren, weil sie so freundlich waren im Chore mitzuwirken. Als ich Einen nach dem Anderen um den Gang und Inhalt der Handlung fragte wusste Jeder Bescheid. Ja sogar meine Köchin erzählte mir nach Einmaligem Lesen die Handlung. Ein einfacher Journalist schrieb im `Nordhäuser Courier´ den Inhalt der Dichtung in einigen Zeilen nieder. Nächstens wird in meinem Verlag eine Zusammenstellung aller mir bis jetzt bekannten Urtheile der Presse über meine Oper erscheinen. Sie sollen ein Freiexemplar erhalten. Ich hoffe, dass diese Rezensionen deutlich genug geschrieben sind, um von Ihnen verstanden zu werden. Aus diesen Kritiken sollen Sie ersehen, dass Sie über mein Werk leichtfertig, ungerecht und voreilig geurtheilt haben. Sie können daraus ersehen, dass Sie nicht jedes Ding und jeden Menschen gleich erkennen und verstehen, dies gilt ganz besonders im Betreff der fraglichen Dichtung. Und nun zum Briefe zurück. / Ich habe nach meinen bisherigen Erfahrungen das Recht, aus Ihrem Briefe zu schließen, dass Sie gar kein Deutscher sind, da Sie eine so echt deutsche Dichtung nicht verstehen. Als ein

Werk echter, deutscher, wahrer Poesie bezeichnet auch Felix Dahn die Kuni-
 hildichtung und gegen diesen Riesen können Sie sich mit der Ihnen ange-
 hängten `Genialität` ganz ruhig verhalten und ihm glauben. / Als ich Ihnen den
 ersten Akt meines Werkes vorspielte, fanden Sie die Musik aphoristisch; die
 Instrumentation bezeichneten Sie mit `Militärmusik`. Nun ja, ich finde auch
 den Siegfried aphoristisch, wenn Sie wollen, Herr Levi! / Hier muss ich den
 Wunsch aussprechen, dass es Ihnen gut gethan hätte, meine `Kunihild` zu hö-
 ren. Sie hätten vielleicht daraus gelernt, dass es mit dem geistigen Hören bei
 Ihnen nicht weit her ist. Ich fürchte, dass manches gute Werk von Ihnen auf
 diese Weise schon todt gemacht wurde, die persönliche Anschauung bekräftigt
 diese Furcht. Die Kritik fand die Instrumentation meines Werkes durchgehend
 `glänzend`. Vielleicht halten Sie von dieser Kritik sehr wenig. Wenn ja, muss
 ich Ihnen sagen, dass ein Kritiker dabei war, der Sie zum `genialen` Dirigenten
 des Parsifal stempelte. Sie entschuldigen in diesem Falle schon, wenn ich die-
 sem Kritiker dann auch nicht glaube. – Hier muss ich mich Ihres Collegen
 Fischer erinnern. Er gab mir gute Rathschläge und einige sehr beherzigen-
 werthe Winke, die ich dankbarst annahm und zu meinem Nutzen und From-
 men befolgte. Sie sehen daraus, dass ich dankbar bin. Ihr ganzes Benehmen
 gegen mich war aber höhnisch und spöttisch, ja noch mehr – ! / Das muss man
 sich nun ruhig gefallen lassen von Ihnen. Sie haben das Recht als Genie sich
 aufzuspielen, denn die Zeitungen bestätigen Ihre Genialität und die Leser glau-
 ben daran. / Nachdem ich aber auch daran glaube und in Folge dieses Glaubens
 der festen Ueberzeugung bin, dass Sie im Jenseits wieder Hofkapellmeister
 werden, so nehmen Sie es nicht ungütig, wenn ich an Sie eine direkte Bitte
 richte: / „Sollte ich nach meinem Tode nicht in den Musikerhimmel kommen,
 so bitte ich Sie, grüssen Sie mir Mendelsohn und Meyerbeer.“ / Ergebenst /
 Sondershausen, / Cyrill Kistler.“²¹⁵ Ohne das Wort „Jude“ direkt zu verwen-
 den, baut Kistler seine ganze Polemik gegen Hermann Levi auf dessen jüdi-
 scher Herkunft auf, die ihn daran hindere, deutsche Dichtung und Musik wirk-
 lich zu verstehen. Für Kistler gehört der Jude Levi letztlich nicht zur deutschen
 Gesellschaft und Kultur. Selbst noch im Jenseits will Kistler Juden und

²¹⁵ Kistler, Cyrill: Offener Brief an Hofkapellmeister Hermann Levi in München. Veröffentlicht in Heft III der „Aufsätze über musikalische Tagesfragen“, Jahrgang 1884, S. 5f. Der Text wurde mir freundlicherweise von Klaus Kistler zur Verfügung gestellt. Teile des Briefes sind auch in Künzl, Epochenkrise, S. 44 zu finden.

Nichtjuden (wobei auch getaufte Juden für ihn weiterhin Juden blieben) voneinander getrennt wissen, worauf der zynisch-sarkastische Schlusssatz seines offenen Briefes hinweist, mit dem er Levi unverhohlen auffordert, sich wohl nicht erst im „Musikerhimmel“ zu „Seinesgleichen“ (zu den minderwertigen jüdischen Komponisten und Musikern) zu gesellen.

Auf die nach seinem offenen Brief einsetzende Kritik an ihm antwortete Cyrill Kistler, der sich sichtlich zufrieden zeigte, dass seine Polemik den von ihm gewünschten Erfolg gezeitigt hatte, einen Monat später in seiner Zeitschrift mit unverhohlenem Antisemitismus und Chauvinismus: „Die Broschüre III hatte den von mir erwarteten Erfolg. Auf der einen Seite Entsetzen über die ganz unwürdigen Zustände, von der anderen Seite heilsame Ermahnungen an mich groben, bösen Sünder. Von Oben ein `Glück auf´ `Vorwärts´ – von Unten ein `warte, wir kommen Dir Du Bösewicht.´ – Allen diesen Zurufen muss ich gerecht werden und sie beleuchten. Auch die Zuschriften muss ich beantworten. [...] Als deutscher Bürger kennt der Deutsche den deutschen Musiker nicht. [...] `Auffallend ist Ihr (mein) antisemitisches Gebahren.´ [Hier zitiert Kistler aus einem Leserbrief.] Ich kämpfe – wenn denn gekämpft werden muß – gegen das Judentum, aber nicht gegen den Semiten. Hier muß ich mich erklären. Der Semite oder Israelite ist unser Mitbürger, der seine Pflichten erfüllt und dafür seine Rechte geniessen soll wie jeder Andere. Der Jude aber ist der Feind aller idealen Bestrebungen. Die Bezeichnung Jude ist ein unsittlicher Begriff, weshalb man schlechte Christen auch Juden nennt. – Auch hierin bin ich missverstanden worden. Man hört so häufig über die Juden schimpfen und ist dann am Ende recht froh, wenn ein Semite Geld borgt. [...] `Die Kunst ist kosmopolitisch und kennt keine Confession´. [Hier zitiert Kistler erneut aus dem Leserbrief.] Kosmopolitisch! Ist gut. Man sieht wie weit der Mensch kommt, wenn er vom Sprecher zum Schreiber, vom Schreiber zum Sophisten avanciert. An diesem Satze kann der geneigte Leser erkennen, dass der Briefschreiber dem Sozialisten näher steht als ich [hier bezieht sich Kistler auf den zuvor erhobenen Vorwurf des Leserbriefschreibers, er stehe auf „socialdemokratischen Boden“], denn ich bin in erster Linie ein Deutscher und wünsche nicht, dass unsere Grenzpfähle verschwinden. [...] Uebrigens weiss jedes Kind, dass wir

eine christliche Kunst besitzen, dass die deutsche Kunst überhaupt christlich ist. Schon der Ursprung der Kunst aus der Religion sagt uns das. Wenn ein Humanist das nicht weiss, so ist er zu bedauern.“²¹⁶ Kistler macht hier erneut deutlich, dass „deutsche“ Kunst für ihn nur christliche Kunst sein kann. Ein Jude könne keine „deutsche“ Kunst verstehen oder gar schaffen. Mendelssohn, Meyerbeer und Levi sind für ihn deshalb nicht zu „deutscher“ Kunst fähig, wie er bereits in seinem offenen Brief im Monat zuvor behauptet hatte. Verworren ist Kistlers Argumentation, wonach er die „Semiten“ als Mitbürger ansieht, ihnen bürgerliche Rechte und Pflichten zugesteht, das Judentum aber bekämpft und als unsittlich diffamiert. Wie soll ein jüdischer Deutscher seine Rechte und Pflichten wahrnehmen und sich als Mitbürger fühlen, wenn er aufgrund seiner Religion angegriffen und beschimpft und aus der deutschen Gesellschaft und Kunst von Kistler ausgeschlossen wird? Kistler erweist sich hier nicht nur als Antisemit, sondern auch als Chauvinist. Wahre Kunst kann für ihn nur „deutsche“ Kunst, „deutsche“ Kunst wiederum nur christliche Kunst sein. Nicht nur zwischen Deutschen und Ausländern, sondern auch zwischen Christen und Juden will der Kissinger Komponist unverrückbare „Grenzpfähle“ gesetzt sehen, die letztlich der Trennung und Ausgrenzung dienen sollen. Eine Kunst, die kosmopolitisch ist, die keinen Unterschied zwischen Menschen aufgrund ihrer Nationalität und Religion macht (wie der Leserbriefschreiber dies zurecht gefordert hatte), ist für Kistler offenbar keine echte Kunst mehr.

Dieses überzogene nationalistische Denken Kistlers zeigte sich auch 1885 in der Januar-Ausgabe seiner Zeitschrift, als er kritisierte, dass ein deutsches Theater in „S.“ es gewagt habe, seine Saison mit Verdis „Troubadour“, den er als „Drehorgeloper“ abtat, zu eröffnen, statt ein erhabenes, deutsches Werk zu wählen. In seinem chauvinistischen Artikel forderte er dazu auf, „alles Un-deutsche“ über den Haufen zu werfen. Denn, so Kistler: „Die deutsche Kunst ist berufen, und durch ihren geistig tiefen Gehalt befähigt die Welt zu erobern.“ Seine nationalistischen musikalischen Welterlösungsphantasien be-

²¹⁶ Kistler, Cyrill: Rechtfertigung. In: Aufsätze über musikalische Tagesfragen, Juni 1884, S. 16-18. Der Text wurde mir freundlicherweise von Klaus Kistler zur Verfügung gestellt. Ein kurzer Auszug aus der Rechtfertigung Kistlers findet sich in: Künzl, Epochenkrise, S. 45.

schloss der Kissinger Komponist mit den Worten: „Deutschland, Deutschland über Alles! Aber auch: Deutsche Kunst über Alles!“²¹⁷

1891 druckte er in der Oktoberausgabe seiner „Tagesfragen“ einen antisemitischen Kommentar über die Bayreuther Festspiele ab, der ohne Nennung des vollen Verfassernamens lediglich mit „Dr. H.“ gezeichnet war: „Die Festspiele sind vorüber und die Zauberklänge auf dem Hügel sind verhallt. Heute zehren wir nur mehr von der Erinnerung an etwas Nieerlebtes und Niedagewesenes. Der künstlerische Erfolg war ausser allem Vergleiche zu den Vorjahren [...]. Die geschäftige Allerweltsbase, auch Judenpresse genannt, hat natürlich wieder aus jeder Mücke einen Elefanten gezaubert und die Welt mit Dingen überrascht, die gar nicht existieren. Ja, ja! In Deutschland wird alles Deutsche zu Tode gehetzt!! – Aergerlich für diese saubere Pressgesellschaft muss es sein, dass dem unbestrittenen künstlerischen der finanzielle Erfolg ebenbürtig war. Vielleicht ärgert sich ein Haufe freihändlerischer, freisinniger Juden, dass sie noch nicht als Aktionäre im Festspielhause zugelassen wurden. Nicht einmal zu Lebzeiten Wagners wurde von unserer Presse so unsinniges, albernes, hässliches, unwürdiges, abscheuliches Zeug fabriziert, wie diesmal. Warum? – Soll vielleicht im nächsten Jahre Angelo Neumann [der jüdische Sänger, Regisseur und Theaterdirektor Angelo Neumann (1838-1910) konvertierte mit 22 Jahren zum Katholizismus, später zum Protestantismus] die `Cavalleria´ [gemeint ist die Oper „Cavalleria rusticana“ von Pietro Mascagni] in Bayreuth aufführen, damit der deutsche Judenmops seinen Schabas dort feiern kann?!“²¹⁸ Auch wenn der Artikel nicht von Kistler selbst stammte, so machte er sich doch die Meinung des Verfassers zu eigen, indem er sie in seiner Zeitschrift (noch dazu auf der Titelseite!) abdruckte. Wie sehr er der nationalistisch-antisemitischen Position des „Dr. H.“ zustimmte, zeigt sich in seiner Klage über die Internationalität des Bayreuther Festspielpublikums, die er dem Artikel als Nachtrag folgen ließ: „Es soll heuer sehr ungemüthlich in Bayreuth gewesen sein, da man die deutsche Muttersprache äusserst selten zu hören bekam auf dem Hügel, in Wahnfried soll diese Sprache jetzt verboten sein und wer deutsch redet, soll schon dadurch die Note III in der Bildung verscherzt haben. Derartige Klagen braver Leute wurden viel laut. Doch wo so ein

²¹⁷ Aufsätze über musikalische Tagesfragen, Heft 1, Januar 1885, S. 8

²¹⁸ Musikalische Tagesfragen. Organ für Musiker, Musikfreunde und Freunde der Wahrheit, Oktober 1891, S. 113f

grosses deutsches Licht leuchtet, da schadet französischer und russischer Schatten nichts. Deutsch sind die Werke und bleiben es, auch wenn immer mehr internationalisiert wird in Bayreuth.“²¹⁹

In der Doppelausgabe vom Januar/März 1892 übernahm Cyrill Kistler einen antisemitischen Artikel der Tageszeitung „Das Bayerische Vaterland“ über die Aufführung der Oper „Asrael“ des italienisch-deutschen Komponisten Alberto Franchetti (1860-1942), dem Sohn von Baron Raimondo Francetti und dessen jüdischer Ehefrau Sara Louise von Rothschild: „Die neueste Leistung des Hof- und Nationaltheaterjuden Levi [gemeint ist der Dirigent Hermann Levi, der von 1872-96 Generalmusikdirektor und Hofkapellmeister am Königlichen Hof- und Nationaltheater in München war] müssen wir aber doch mit dem Theaterzettel vom Sonntag etwas niedriger hängen. Es ist: `Asrael`, christliche (!) Legende von Fränkel (auf dem Zettel: Franchetti) [...] Fränkel, Jud natürlich, ein Neffe Rothschilds, natürlich auch Jud, hat, wie wir hören, die Kosten der Aufführung getragen. [...] Quoad [= in Bezug auf] Fränkel finden wir das ganz in Ordnung, quoad [= in Bezug auf] kgl. Hoftheater aber nicht. Das kgl. Hoftheater *ist* und *darf* nicht sein ein Mittel zur Befriedigung der Eitelkeit eines eitlen Jüdlichs. Das schickt sich nicht für ein kgl. Hoftheater, wenn auch zehnmal da der Jud die erste Violin spielt, was sich eigentlich auch nicht schickt, [...]. Wenn Jud Fränkel sich für ein ganz wertloses, in jeder Beziehung miserables Machwerk ein Hoftheater zur Aufführung desselben kaufen kann, soll er sich auch das Publikum zum Zuschauen kaufen. Wir schlagen also dem orientalischen Neffen Onkel Rothschilds vor, in Zukunft dem Hoftheaterpublikum [...] ausser Zurückgabe des Eintrittspreises beim Herausgehen folgende Geschenke anzubieten: jedem Parquetsitzinhaber – eine Manzaktie, jedem Stehparquettbesucher – einen Orden [...]; jedem Kritiker – eine Hundertmarknote, damit ihm das richtige Verständnis für seine Noten aufgeht [...].“²²⁰

Zwar übernahm Kistler in seinen eigenen Ausführungen, die er dem Artikel des „Bayerischen Vaterlands“ folgen ließ, den Hinweis der „Münchener Neuesten Nachrichten“, dass Franchetti die Aufführungskosten nicht selbst bezahlt habe, identifizierte sich aber letztlich voll und ganz mit der Position des

²¹⁹ Ebd.

²²⁰ Musikalische Tagesfragen. Organ für Musiker, Musikfreunde und Freunde der Wahrheit, Januar-März 1892, S. 20f

Autors, wenn er sagte: „Wir haben schon früher auf dieses Elend hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, dass *arme deutsche Komponisten selbst mit dem grössten Genie* [hier meint er wohl nicht zuletzt auch sich selbst!] nicht mehr ankommen, dass unsere Volksvertretungen die Mittel für sogen. Hof- und Nationaltheater nur für Ausländer und Juden genehmigen, d. h. sie genehmigen die Mittel und bekümmern sich dann nicht mehr, was mit dem Gelde geschieht. Seit man in Berlin den internationalen Geist predigt, wird es noch schlimmer für uns Deutsche in Deutschland, von Tag zu Tag. Wer unsere Verhältnisse einigermaßen kennt, dem muss die Schamröthe ins Gesicht fahren, wahrhaftig, es ist keine Freude mehr, heute ein Deutscher sein zu *müssen*. [...] Uns hilft nur ein Verein deutsch gesinnter Künstler, Männer und Frauen, der sich zur Aufgabe stellt, auf künstlerischem Gebiete dasselbe zu verfolgen, was die christlich Socialen auf politischem Gebiete verfolgen.“²²¹

Ungefiltert übernahm Kistler 1889 auch in der Juniausgabe seiner „Tagesfragen“ die antisemitische Rezension der Wiener Uraufführung der Messe eines jüdischen Komponisten mit dem an Wagner angelehnten Titel „Das Judenthum in der katholischen Kirchenmusik“: „Die Kirchenmusik soll den Gottesdienst verherrlichen, soll zur Andacht und zum Gebet stimmen; in einigen Kirchen scheint aber der Gottesdienst und vielleicht auch der liebe Gott selbst nur da zu sein, damit Fräulein X. oder Herr Y. am Sonntag Gelegenheit haben, ein Solo `vorzutragen´ [...]. Weil man aber, um eine Graduale oder Offertorium [...] öffentlich singen zu können, nothwendiger Weise eine katholische Messe braucht, so kommen auch verschiedene Pinkeles und Schnofeles gegangen, `zu singen ebbes a Arie´ oder zu `kümpenirn a Mess´, wie eine solche unlängst in einer hiesigen Kirche zur Freude Israels auch wirklich ausgeführt wurde. Ich habe diese `Messe´ gehört: ein fleissig gemachtes Musikstück, aber keine – Messe. Uns scheint auch die Auffassung besonders eines Crucifixus oder Agnus von Seite eines jüdischen Komponisten immer problematisch. Da standen sie denn unten im `Parkett´ aus allen zwölf Stämmen, zu hören die Messe Eines von unsere Leut´. Man denke sich dazu noch etwa ein Fräulein Schminkeles mit einem unverdaulichen – Pardon! unvermeidlichen O salutaris und eines Herrn Meier Levy mit einem rührenden Ave Maria – dann können wir´s

²²¹ Ebd.

noch erleben, dass der Priester am Altare vielleicht der einzige Christ in der Kirche ist, da die Kirchenbesucher aus Religion ohnehin nicht besonders zahlreich, durch obenbenannten Schwindel auch noch vertrieben werden, damit sie sich wenigstens nicht zu ärgern brauchen ...“²²²

In der nächsten Ausgabe seiner „Tagesfragen“ vom Juli 1889 berichtete Kistler, dass zwei jüdische Abonnenten aufgrund des Wiener Artikels ihr Abonnement gekündigt (im Gegenzug aber auch zwei Berliner Christen seine Musikzeitschrift neu abonniert) hätten. Der Kissinger Komponist äußert sein Unverständnis über die Reaktion der jüdischen Abonnenten und ruft zum Schulterschluss aller Christen (gegen die Juden) auf: „Diese ganz unerklärliche Empfindlichkeit der Juden lässt tief blicken. Eine solche Empfindlichkeit hebt das moralische Ansehen unserer jüdischen Mitbürger gewiss nicht, ist aber ein Zeichen, das eine Mahnung in sich schliesst, *dass die Christen endlich zusammenhalten sollen*. Es kann sonst noch soweit kommen, dass wir in unserem christlichen Freitagsgebete eine Abänderung treffen müssen, indem wir bisher beteten: `als die Juden den *Herrn Jessum* gekreuzigt hatten“ etc. etc. und nun ehrfurchtsvoll jüdisch eingerichtet beten müssen: `als die *Herren Juden Jessum* gekreuzigt hatten´ etc. etc.“²²³ Kistler schreckt hier nicht einmal davor zurück, den jahrhundertealten Gottesmordvorwurf aufzugreifen und ihn mit der antisemitischen Erzählung von der jüdischen Weltverschwörung und deren angeblicher Allmacht zu verbinden.

Seinen Antisemitismus kleidete Kistler 1905 in der Februarausgabe seiner Zeitschrift in das Gewand vermeintlichen „Humors“, wenn er darin die folgende als „Faschingsscherz“ deklarierte „Nachricht“ abdruckte: „Die Firma A. Memminger, Würzburg, hat die alte Synagoge in Kissingen käuflich erworben und wird daselbst eine antisemitische Buchdruckerei errichten.“²²⁴

Hintergrund dieses antisemitischen „Faschingsscherzes“ war der Verkauf der Alten Synagoge in der Bachgasse an die Stadt Bad Kissingen im Dezember 1904. Anton Memminger wiederum war als antisemitischer Autor und Verleger nicht nur in Bad Kissingen bekannt. Ein Antisemit sollte also nach Kistler die alte Kissinger Synagoge, die das Herzstück der jüdischen Gemeinde gewe-

²²² Musikalische Tagesfragen. Organ für Musiker, Musikfreunde und Freunde der Wahrheit, Juni 1889, S. 68f

²²³ Musikalische Tagesfragen. Organ für Musiker, Musikfreunde und Freunde der Wahrheit, Juli 1889, S. 82f

²²⁴ Musikalische Tagesfragen, Februar 1905, zitiert nach Künzl, Epochenkrise, S. 46

sen war, mit dem Ziel erworben haben, sie in eine antisemitische Druckerei – in ein Zentrum antisemitischer Agitation – zu verwandeln. Eine solche Aussage hat nichts mehr mit einem harmlosen „Faschingsscherz“ zu tun. Die in Gedanken durchgespielte feindliche Übernahme des ehemaligen jüdischen Gotteshauses durch einen Antisemiten zielt in letzter Konsequenz auf nichts Geringeres als auf die Beseitigung des jüdischen Glaubens, der jüdischen Tradition und letztlich auch des jüdischen Lebens in der Kurstadt.

Aber Kistlers Antisemitismus zeigte sich nicht nur in seiner Zeitschrift, er wirkte sich auch auf den Umgang mit jüdischen Nachbarn in Bad Kissingen aus. Als das jüdische Viehhändlerhepaar Lazarus und Clara Frank mit ihrer Familie Anfang Januar 1905 von Steinach nach Bad Kissingen zog, war ihr Nachbar Cyrill Kistler wenig begeistert davon. Ihn störte nicht nur die Nachbarschaft von Juden, sondern auch das Bellen des frankschen Hundes. Er gab sich nicht damit zufrieden, „Knallbonbons“ (gemeint sind „Knallfrösche“) nach dem Hund zu werfen, sondern beklagte sich auch in einem Leserbrief öffentlich darüber, dass durch die Franks „die Steinacher Kuhstallkultur nach Kissingen gebracht“²²⁵ worden sei. Mit dieser Meinung stand Kistler aber letztlich allein da, da die Franks rasch Ansehen und Freunde in der Kurstadt fanden.

Fontanes Antisemitismus wirkte sich bei seinen Aufenthalten in Kissingen hingegen nicht weiter aus, da er ihn nicht öffentlich äußerte. Auch Panizzas antisemitische Erzählung „Der operirte Jud“ dürfte in seinem Geburtsort kaum Wirkung gezeigt haben, da man seine Werke hier wohl schwerlich gelesen hat. Dabei wäre seine Botschaft sicher bei dem ein oder anderen Kissinger Bürger durchaus auf Zustimmung gestoßen. Denn die in der Louis-Stern-Affäre greifbare antisemitische Unterströmung in der Kurstadt war in einem Antrag des Kurvereins und der Stadtverwaltung vom September 1911 immer noch deutlich spürbar: Dem Würzburger „General-Anzeiger“ zufolge sollte in einer Sitzung der Kurkommission besprochen werden, „was geschehen kann, um schlecht-gekleidete Personen, insbesondere Kaftanträger, aus den Kurlokalitäten und Anlagen möglichst zurückzudrängen“²²⁶. Die Reaktion von jüdischer Seite ließ nicht lange auf sich warten: So kündigte das „Frankfurter

²²⁵ Frank, Julius: Erinnerungen, S. 55

²²⁶ Zitiert nach: Frankfurter Israelitisches Familienblatt, 29.9.1911

Israelitische Familienblatt“ in seiner Ausgabe vom 29. September 1911 an, dass „die jüdische Presse dafür propagieren“ werde, „daß ehrbewusste Juden Kissingen meiden“ sollten, falls die Kurkommission einen entsprechenden Beschluss fällen sollte.²²⁷ Der Kurverwaltung gehe die Form der Kleidung der Kurgäste gar nichts an und sie würde sich auch nicht erlauben, irgendeinem Ausländer seine Nationaltracht zu verübeln, wenn dieser Ausländer nicht gerade Jude wäre. „Die Kaftanjuden“, so das „Frankfurter Israelitische Familienblatt“, „haben einen großen Anteil an dem mächtigen Emporblühen Kissingens; - jetzt will ihnen Kissingen seine Dankbarkeit dafür quittieren.“²²⁸ Zu dem angekündigten Beschluss der Kurkommission ist es offenbar nicht gekommen, wahrscheinlich auch mit Rücksicht auf die Bedeutung ostjüdischer Kurgäste für die Badestadt. Allerdings gab es auch in der einheimischen jüdischen Bevölkerung und unter den deutschen jüdischen Kurgästen durchaus Vorbehalte gegenüber Ostjuden, die sich durch Kleidung und Tradition deutlich von den Assimilierungsbemühungen und dem Selbstverständnis der deutschen Juden abhoben.

Der militante Antisemitismus war in Bad Kissingen vor allem in der Familie des aus Unterschleichach bei Haßfurt stammenden Kaufmanns **Ernst Renner** (1833-1910) zuhause. Einen beklemmenden Einblick in dessen von Fanatismus, Intoleranz, geistiger Enge und dumpfen Nationalismus geprägte Welt gewährt uns Renners Sohn Karl, der 1933 Kreisleiter der NSDAP in Bad Kissingen wurde, gleich zu Beginn seiner kurzen Autobiografie: „Ehe ich mit der Niederschrift beginne“ – so Karl Renner 1943 – „muß ich vorausschicken, dass schon mein Vater [...] vor circa 65 Jahren bis zu seinem späten Lebensende ein fanatischer Judengegner gewesen ist, der einzige, der offen und furchtlos gegen die Judenpest auftrat. Er war damals schon Anhänger der völkischen Bewegung [...] und unterstützte diese reichlich mit freiwilligen Geldspenden. In unserer großen Familie war der Jude das tägliche Gespräch; als Kinder war uns der Verkehr mit jüdischen Kindern und Schulkameraden streng verboten, ebenso das Kaufen in einem jüdischen Geschäft. In meinen

²²⁷ Ebd.

²²⁸ Ebd.

späteren Jahren, als ich auswärts in Stellung war, erhielt ich laufend lange Briefe meines Vaters zur Aufklärung gegen die jüdische Gefahr.“²²⁹

Aus Anlass von Ernst Renners 100. Geburtstag zeichnete das „Fränkische Volk“, die Parteizeitung der mainfränkischen NSDAP, im Oktober 1933 den Lebensweg Renners im Stil einer säkularen völkischen Hagiographie nach: „Als Sohn eines Landwirts und Landbürgermeisters ging er in jungen Jahren aus dem Vaterhaus, um das ehrsame Gewerbe eines Bäckers und Feinbäckers zu erlernen. Er machte nach mehrjähriger Wanderung die Gesellen- und Meisterprüfung. Als er das Alter erreicht hatte, um der militärischen Dienstpflicht zu genügen, trat er in das Heer ein, er diente mehrere Jahre bei rascher Beförderung dem Vaterlande. Hier hatte er Gelegenheit, seinen Wissensdurst zu stillen. Er trieb Selbststudium auf allen möglichen Gebieten, hier begann er seine Tagebücher mit kleiner, wie gestochener Handschrift jahrzehntelang zu führen. Aus diesen Zeilen spricht der Geist eines hochstehenden Idealisten. Nach dem Ausscheiden aus dem Heeresdienst ging er zur Gendarmerie, mehrere Jahre bekleidete er den Posten eines Stationskommandanten. Er war hochgeachtet von den Menschen, die die Ordnung liebten und gefürchtet von denen, die gegen die Gesetze verstießen. Gerecht und rücksichtslos war er im Dienst. Wiederholt erhielt er Anerkennungen von der Regierung für treuen Dienst in seinem Amt. [...] Galt es, einem Wilderer im Spessart das unsaubere Handwerk zu legen, so ging er allein auf die Suche, es gelang ihm wiederholt, unter Lebensgefahr einen Wilddieb auf frischer Tat zu verhaften. Nach seiner Verheiratung mit einer blutjungen Preußin – eine solche Verbindung galt damals in Bayern als Sünde wider das Blut – schied er aus dem Staatsdienst aus, um sich wieder dem erlernten Gewerbe zuzuwenden. Auf Grund seiner Kenntnisse der Gesetze gab er den Armen Rat in Prozeßangelegenheiten, die Kosten trug er meist aus eigener Tasche. Als Idealist war er Gegner irdischen Besitzes. Durch mustergültige Ordnung in seinem Betrieb, durch Fleiß und Gottvertrauen floß ihm stets alles zu, was er für seine große Familie benötigte, er selbst hatte keinerlei Bedürfnisse.“ Besonderes Augenmerk richtete das Fränkische Volk auf die antisemitische Einstellung Renners, den es als „alten Vorkämpfer der völkischen Idee“ überschwänglich feierte: „Er erkannte damals

²²⁹ Johannes R. Köhler (Bad Kissingen): Karl Renner: Meine Tätigkeit u. Erlebnisse während der Kampfzeit in der N.S.D.A.P. Handschriftliches Manuskript aus dem Jahre 1943

mit seherischem Blick, daß der Jude ein Parasit im Volkskörper war, der mit allen Mitteln bekämpft werden mußte. Er wandte sich der Politik zu, setzte sich mit dem kürzlich verstorbenen Altmeister der völkischen Bewegung Theodor Fritsch in Verbindung, las eifrigst die völkischen Blätter [...] und verbreitete die Schriften im Volk. Allein er kämpfte einsam auf weiter Flur, angesehen als Phantast und man griff zu dem beliebten Mitteln, ihn lächerlich zu machen. Die Spießer von damals konnten die Aufklärungen und Verwarnungen nicht begreifen. Man ging zum Frühschoppen, ging auf die Jagd, man ließ unseren Herrgott einen guten Mann sein. Man tanzte auf einem Pulverfaß, es erkannte keiner die Gefahr, in der das deutsche Volk sich befand. Der alte Renner aber saß an seinem Schreibtisch und schrieb – und schrieb. Genau, wie er voraussagte, kam es. Der Jude arbeitete im Geheimen, er trieb das deutsche Volk in den Weltkrieg, die Besten unseres Volkes fielen, der Jude aber machte hinter der Front die Geschäfte, er errichtete mit dem ergaunerten Kapital die Weltmacht. Der alte Kämpfer starb im Jahre 1910, es blieb ihm erspart, die Schmach der Erniedrigung des deutschen Volkes mitzuerleben. Nicht verbittert starb er, er hatte stets den steten Glauben, daß die Besten des Volkes sich einst zusammenscharen werden, den Juden zu entrechten, damit ein völkisches Reich entstehen kann.“²³⁰

So grotesk und bisweilen sogar unfreiwillig komisch die Eloge auf Ernst Renner aus heutiger Zeit auch erscheinen mag, sollte man doch nicht vergessen, dass diese unseligen antisemitischen Verschwörungstheorien nach 1933 ernst genommen und zur Doktrin staatlichen und privaten Handelns erhoben wurden. Die von Renner herbeigesehnte Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung wurde in der NS-Zeit blutige Realität. Doch anders als 1933 blieb der völkische Antisemitismus im Kissingen der Kaiserzeit noch ohne großen Einfluss. Ernst Renner vertrat mit seinem Judenhass eine Minderheitenposition, wenn sich auch das Israelitische Familienblatt in seiner Ausgabe vom 23. März 1905 nach völkischen Kundgebungen im Winter gemüßigt sah, die Kurstadt gegen den Vorwurf der Judenfeindlichkeit öffentlich zu verteidigen: „Mehrere Anfragen betr. Kissingen. Die Behauptung, Bad Kissingen sei judenfeindlich, ist gänzlich unrichtig. Die Verwaltung hat sich keinerlei Unterlassung schuldig

²³⁰ Fränkisches Volk, 3.10.1933

gemacht. Die überwiegende Mehrheit der Kissinger Bevölkerung gibt sich Mühe, jedem Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Wenn auch in Kissingen, wie überall in Bayern, im Laufe des Winters völkische Kundgebungen stattgefunden haben, so hat sich die Mehrzahl der Bevölkerung dort überzeugt, daß es sich von den Agitatoren hat einfangen lassen. Alle Angaben, die das Gegenteil zu bestätigen scheinen, haben sich als unrichtig erwiesen. Die judenfeindlichen Häuser sind von uns bekanntgegeben. Demgemäß ist es unrecht, Kissingen zu meiden, weil man dort judenfeindliche Aeußerungen zu befürchten habe. Über alle Einzelheiten gibt der Vorsitzende des Vorstandes der Ortsgruppe Kissingen, Herr Lehrer Steinberger, Kissingen, Maxstraße, gern Auskunft.“²³¹

Wenn der Artikel auch versichert, dass das Weltbad Kissingen nicht judenfeindlich sei, so verschweigt er doch nicht, dass es zumindest einzelne judenfeindliche Häuser in der Stadt gab und dass offenbar ein Teil der Bevölkerung für die völkisch-antisemitische Propaganda empfänglich war. Trotz dieser Einschränkung wirkt die Versicherung, dass Bad Kissingen als Ganzes nicht judenfeindlich sei, durchaus glaubwürdig. Auch wenn sicher antisemitische Vorurteile in der Bevölkerung bestanden haben, so führten sie zu dieser Zeit doch nicht zu einer öffentlichen Ausgrenzung der Kissinger Juden und der jüdischen Kurgäste, wie dies einige Jahrzehnte später der Fall war. Von Seiten der Stadt, der Kureinrichtungen und der Einwohnerschaft ging man (wenn vielleicht auch mitunter nur aus Angst, die zahlreichen jüdischen Kurgäste zu vergraulen) gegen antisemitische Agitationen entschieden vor, wie die konzertherte Aktion gegen Ernst Renners Sohn, den Juwelier und späteren Kreisleiter Karl Renner, einige Jahre später eindrucksvoll zeigen sollte. Antisemitismus wurde in der Badestadt nicht wie ab 1933 öffentlich toleriert, gutgeheißen oder sogar gefordert, sondern in die Schranken gewiesen. Die Integration der Juden darf (zumindest aus jüdischer Sicht) insgesamt als durchaus gelungen angesehen werden. Allerdings wurde sie zu dieser Zeit noch nicht auf eine echte Belastungsprobe gestellt. Letztlich sollte sie sich mit Beginn der NS-Diktatur leider als nicht tragfähig genug erweisen, um Ausgrenzung und Verfolgung der jüdischen Einwohner und Kurgäste zu verhindern.

²³¹ Israelitisches Familienblatt, 23.3.1905. Der Text wurde mir freundlicherweise von Helmut Steiner, Fürth, zur Verfügung gestellt.

Die Kissinger Juden selbst waren wie die Mehrheit der deutschen Juden sehr patriotisch gesonnen. „Wir waren religionsmäßig Juden, aber sonst fühlten wir uns als absolute deutsche Staatsbürger mit Herz und Seele“ – so Hartwig Heymann, der am Marktplatz ein Konfektionsgeschäft betrieb.²³² Als der Erste Weltkrieg 1914 ausbrach, sah er es deshalb als seine patriotische Pflicht an, sich mit vielen anderen Kissinger Juden als Kriegsfreiwilliger zu melden. Durch die unmenschlichen Grausamkeiten des Krieges rasch desillusioniert und zum überzeugten Pazifisten gewandelt, wurde er im Januar 1915 schwer verwundet nach Kissingen entlassen. Wie Hartwig Heymann wurde eine ganze Reihe Kissinger Juden im Krieg schwer verletzt und hoch dekoriert, acht Kissinger Juden fielen, unter ihnen der achtzehnjährige Martin Frank und der zwanzigjährige Arthur Baumblatt.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 hatte sich über Nacht die Situation für die ausländischen Kurgäste völlig verändert: Aus Urlaubern waren unvermittelt Gegner und Feinde geworden. Alle ausländischen Kurgäste mussten sich nach Kriegsbeginn beim Einwohneramt melden und sich registrieren lassen. Von den 1931 Ausländern in der Kurstadt waren 1550 Russen, neun Franzosen, 29 Engländer, fünf Belgier, 123 Amerikaner, sechs Holländer, ein Schwede, elf Italiener, 92 Österreicher und Ungarn sowie 105 Angehörige anderer Nationen.²³³ Noch im August 1914 gab das Bayerische Innenministerium Anweisung, alle russisch-jüdischen Kurgäste in Bad Kissingen festzunehmen und auf der Plassenburg in Kulmbach zu internieren.²³⁴ Die Kurärzte erklärten jedoch nur 337 der etwa 500 inhaftierten Kurgäste als reisefähig. Aber selbst unter diesen befanden sich viele ältere Personen, die an Kreislaufstörungen litten. Sogar eine Hochschwangere, ein Säugling und ein über 70-jähriger Mann wurden nach Kulmbach geschickt.²³⁵

Am 24. August 1914 wurde die Internierung dann durchgeführt. Die Bad Kissinger Saale-Zeitung berichtete einen Tag später über den Vorgang: „Der Auszug von ca. 500 Russen aus unserem Badeorte behufs Internierung auf der

²³² Pers. Mitt. Hartwig Heymann, Brief vom 25.12.1985

²³³ Vgl. Saale-Zeitung, 8.8.1914; Künzl, Thomas: Epochenkrise im Epochenbad. Freimaurer, Antisemiten, Druidenbünde in Bad Kissingen, Bad Kissingen 2004, S. 37

²³⁴ Vgl. Schoberth, Wolfgang: Jüdisches Leben in Kulmbach. In: Festschrift zur Einweihung des Burgguts am 6. Dezember 2003, S. 16-35; Darstellung des rechtskundigen Bürgermeisters und Magistratsvorstandes Wilhelm Flessa vom 24. September 1914, In: Verwaltungsbericht des Stadtmagistrates Kulmbach 1914/1915, S. 161-177

²³⁵ Vgl. Schoberth, Jüdisches Leben in Kulmbach

Plassenburg, vollzog sich gestern nachmittag in voller Ruhe und Ordnung. Einige erregte Szenen seitens nervöser Frauen waren natürlich nicht zu vermeiden, im ganzen fügten sich aber alle in ihr gar nicht schreckliches Schicksal. Ob es nicht angezeigt gewesen wäre, nur die wehrpflichtigen Russen abzuschicken und alte Leute und Frauen hier zu belassen, wollen wir nicht untersuchen. Unter militärischer Bedeckung wurden die Russen, die sich von 12 Uhr ab in der Wandelhalle eingefunden hatten, nach dem Bahnhof gebracht, wobei sich viele der Wagen bedienen durften. Manche Frauen zeigten verweinte Gesichter, andere wieder grüßten die Menge, die sich recht still verhielt, durch Kopfnicken, die Männer durch Hutschwenken; man sah auch, wie gutherzige Soldaten die Handtaschen der Frauen trugen. Zur Absperrung der Straßen war die Feuerwehr durch Einschalten der Sirene aufgeboten worden, wodurch im ersten Augenblick eine kleine Aufregung entstand, da man an Feuersalarm dachte.“²³⁶

Zu den Internierten gehörte auch **Gregor Schwartz-Bostunitsch** (1843-nach Mai 1946)²³⁷, der am 1. Dezember 1883 in Kiew als Sohn von Wilhelm und Olga Schwartz-Bostunitsch geboren worden war. Nach seinem Jurastudium arbeitete er eine Zeitlang als Journalist und Theaterkritiker. Der Saale-Zeitung zufolge soll er u. a. auch für Cyrill Kistlers „Tagesfragen“ tätig gewesen sein, wofür sich aber bisher keine eindeutigen Nachweise finden ließen. Schon früh lernte der überzeugte Antisemit 1922 Adolf Hitler und Alfred Rosenberg in München kennen, schloss sich ihrer Bewegung an, hielt Vorträge (u. a. auch Anfang Oktober 1926 in Bad Kissingen) und schrieb Bücher, in denen er sich in Hasstiraden vor allem gegen die seiner Meinung nach jüdisch-freimaurerisch-bolschewistische Weltverschwörung erging. In seinem Buch „Ein Meer von Blut“ machte er Juden für die Oktoberrevolution in Russland verantwortlich und schrieb ihnen eine Fülle angeblicher Verbrechen zu. Die ganze Absurdität seiner Vorwürfe zeigt sich am Beispiel vorgeblicher Gräueltaten an Christen und Soldaten: „Man führte“, so Schwartz-Bostunitsch, „Priester in die Kirche, traute sie dort mit einer Stute oder einem Schwein und nagelte sie dann in der Kirche an ein Kreuz. Aus dem Bischof von Woronesch wurde bei

²³⁶ Saale-Zeitung, 25.8.1914

²³⁷ Vgl. zu ihm: Künzl, Epochenkrise, S. 25-40, 69-71; Wikipedia, Gregor Schwartz-Bostunitsch: https://de.wikipedia.org/wiki/Gregor_Schwartz-Bostunitsch, 13.2.2023

lebendigem Leibe in einem großen Kessel Suppe gekocht und dann wurden Mönche mit vorgehaltenem Revolver gezwungen, diese Suppe zu essen. [...] Man tötete Marineoffiziere in heißem Dampf, band ihnen an die Füße schwere Gegenstände und warf sie so von der Mole herab, so dass sich unter dem Wasser baumelnde Leichenwälder bildeten. Dem General Wirén in Kronstadt hackte man beide Arme ab und führte ihn so in den Straßen herum, bis man so gnädig war, ihn zu töten. [...] Der Däne Keller erzählt in seinem Buche 'Der rote Garten', wie er selbst zugegen war, als in der Stadt Swijaschsk ein Denkmal für Judas Ischarioth enthüllt wurde! Dessen noch nicht genug, wurde festgestellt, daß während des Bürgerkrieges dort, wo das 1. jüdisch-kommunistische Bataillon kämpfte, an den christlichen Leichen der gefallenen Gegner satanische Leichenschändung vorgenommen wurde!"²³⁸ Gegen Ende seines Pamphlets träumte Schwartz-Bostunitsch vom „Tag der arischen Erlösung“ und vom „arischen Ostersonntag“, an dem der germanische Held Siegfried mit dem „heiligen Gralsspeer“ den „blutgierigen Drachen“ (gemeint waren damit Juden, Freimaurer und Bolschewisten) in einem „letzten Kampf“ zur Strecke bringen würde.²³⁹

1934 wurde Schwartz-Bostunitsch Mitglied des SD (des Sicherheitsdienstes der NSDAP). Im April 1935 folgte er als SS-Hauptsturmführer einem Ruf in die Abteilung II 111 des SD-Hauptamtes in Berlin, wo er für den Aufbau eines Freimaurermuseums zuständig war. Adolf Eichmann, der zu seinen Mitarbeitern zählte, sah in ihm einen maßgeblichen Lehrer, der ihn veranlasst habe, sich erstmals mit dem Judentum auseinanderzusetzen. Während Schwartz-Bostunitsch offenbar das Wohlwollen von Heinrich Himmler besaß, sprach sich Reinhard Heydrich gegen ihn aus. Auf sein Betreiben wurde er bereits nach sechs Monaten seines Postens enthoben und mit einem Uniform- und Rednerverbot belegt. Im Januar 1937 wurde er mit 54 Jahren vorzeitig in den Ruhestand versetzt, im November 1944 aber noch einmal zum SS-Standartenführer befördert. Er geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft und begegnete ein letztes Mal im Mai 1946 auf einer Gefangenlisten von SS-Offizieren. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

²³⁸ Schwartz-Bostunitsch, Gregor: Ein Meer von Blut, München 1926, S. 26-29, zitiert nach Künzl, Epochenkrise, S. 32

²³⁹ Schwartz, Bostunitsch, S. 30, zitiert nach Künzl, Epochenkrise, S. 33

Nachdem er mit seinen Eltern 1914 aus Bad Kissingen nach Russland abgeschoben worden war, kritisierte er 1915 in einer Kriegspropagandaschrift die brutale Behandlung durch die deutschen Behörden. Diesem Vorwurf steht die Aussage des internierten Kurgastes Leon Baram gegenüber, der sich in einer Anzeige der Saale-Zeitung am 26. August 1914 für das menschliche Verhalten der an der Abschiebung beteiligten Beamten und der Kissinger Bevölkerung ausdrücklich bedankte: „Bei unserer Abreise aus Bad Kissingen fühlen wir uns verpflichtet, denjenigen Einwohnern, welche in dieser ernsten, schwerbewegten Zeit die unglückliche Lage der russischen Kurgäste durch ihr Wohlwollen milderten, vor allem aber Herrn Bezirkskommandeur Major Büttner, sowie Herrn Generaloberarzt Dr. Stobäus für ihr humanes, ritterliches und gleichzeitig gerechtes Entgegenkommen unseren tiefgefühlten Dank auszusprechen. Im Auftrage vieler russischer Kurgäste Leon Baram.“²⁴⁰ So ganz verstehen kann man Barams Aussage jedoch nicht, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass selbst Alte und Kranke, eine Schwangere und ein Säugling von den Kissinger Behörden interniert wurden. Ein „humanes“ Vorgehen lässt sich daraus nur schwerlich ableiten.



Luftaufnahme der Plassenburg (Fotograf: Nürnberg Luftbild, Hajo Dietz) © Bayerische Schlösserverwaltung www.schloesser.bayern.de

²⁴⁰ Saale-Zeitung, 26.8.1914, zitiert nach Künzl, Epochenkrise, S. 38



Internierung der russisch-jüdischen Kurgäste aus Bad Kissingen © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung



Internierung der russisch-jüdischen Kurgäste aus Bad Kissingen © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung



Internierung der russisch-jüdischen Kurgäste aus Bad Kissingen © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung



Internierung der russisch-jüdischen Kurgäste aus Bad Kissingen © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung



Internierung der russisch-jüdischen Kurgäste aus Bad Kissingen © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung



Internierung der russisch-jüdischen Kurgäste aus Bad Kissingen © Stadtarchiv Bad Kissingen. Fotosammlung



Der Kulmbacher Bürgermeister Wilhelm Flessa (Mitte mit hellem Hut) nimmt die Wünsche des Dolmetschers Dr. Ahs entgegen © Stadtarchiv Kulmbach

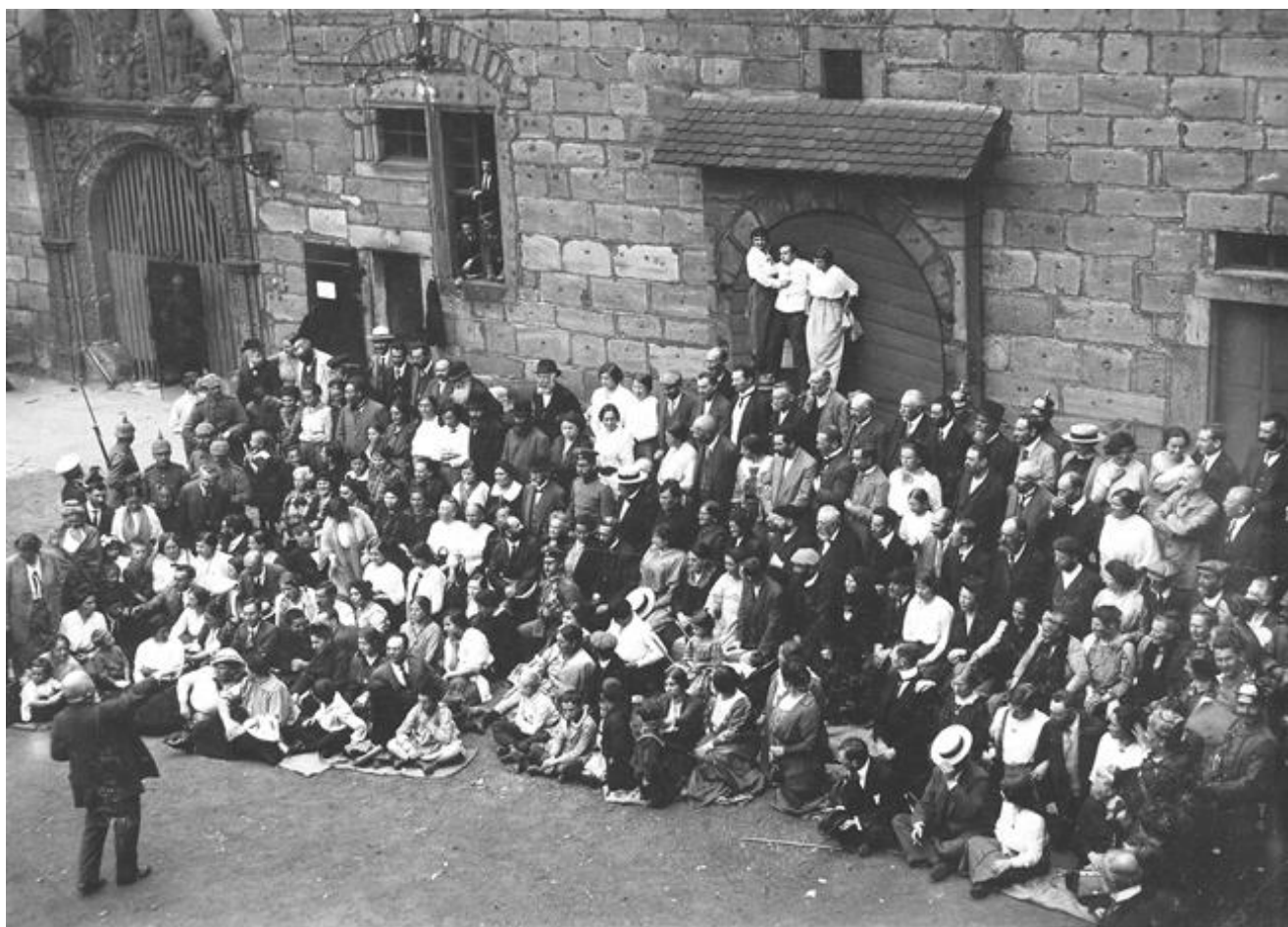
In Kulmbach erwartete man die Internierten bereits. Der Kulmbacher Bürgermeister Wilhelm Flessa hatte in aller Eile Bettstellen, Matratzen und Wolldecken für die Zivilgefangenen organisiert. 60 Soldaten des Infanterieregiments Bayreuth waren als Wachkommando auf die Plassenburg beordert, ein eigenes Küchen- und Putzpersonal für die Internierten bereitgestellt worden. Am Tag der Internierung aus Bad Kissingen trafen die Gefangenen am Kulmbacher Bahnhof um 22.15 Uhr ein. Als geistlicher Betreuer stand der Nürnberger Rabbiner Dr. Klein zur Verfügung, der vom Kissinger Rabbiner Dr. Seckel Bamberger telefonisch verständigt worden war. Einige ältere Kurgäste mussten wegen eines Kreislaufkollapses erst medizinisch behandelt werden, bevor sie mit ihrem Handgepäck den Burgberg hinaufsteigen konnten. Eskortiert von zwölf Mitgliedern des Bayreuther Landwehr-Regiments, bewegte sich der nächtliche Zug von 136 Männern, 179 Frauen und 22 Kindern auf die Plassenburg.

Nach ihrer Ankunft gegen Mitternacht ließ der Burgkommandant die Zivilgefangenen versammeln und ermahnte sie zu Ruhe und Ordnung. Ein Sprecher der Internierten entgegnete, sie seien „wahrhaftig nicht deutschfeindlich gesinnt“, denn als Juden seien sie in Russland „unterdrückt, geknechtet und entrechtet“ worden.²⁴¹ Danach brachten die Internierten ein Hoch auf die „edle deutsche Nation“, den Burgkommandanten und Bürgermeister Wilhelm Flessa aus.²⁴² Die anschließende Einladung zu einem Imbiss geriet zum Eklat: Unkundig der orthodoxen jüdischen Speisegebote, bot man den Gefangenen Kulmbacher Schweinsbratwürste zur Begrüßung an. Rabbiner Dr. Klein gab jedoch zu verstehen, dass er und die orthodoxen Juden lieber sterben würden, als nicht koschere Kost zu berühren. Er bat um eine Versorgung der Internierten mit koscheren Speisen. Die Mehrkosten für die „rituelle Kost“ würden sie dabei gerne selbst übernehmen. Diesem Wunsch entsprechend, wurden die Gefangenen ab dem 28. August 1914 mit koscherem Fleisch aus Nürnberg versorgt. Da eine ganze Reihe der Internierten durchaus vermögend war, errichteten Kulmbacher Händler bereits wenige Tage nach der Ankunft Verkaufsstände im Schönen Hof der Plassenburg. Hier konnten sich die Gefangenen mit Südfrüchten, Schokolade, Limonade und anderen Lebensmitteln selbst versorgen. Auch sonst war man in Kulmbach um eine möglichst großzügige Behandlung bemüht: Den Gefangenen wurde gestattet, sich im Buchwald frei zu bewegen und sich mit Geselligkeit und Theaterspiel die Zeit zu verkürzen. Täglich fand ein gemeinsames Gebet statt.

Mehrfach äußerten Gefangene ihren Unmut über den Kissinger Rabbiner Dr. Bamberger. Sie hatten ihn in Verdacht, die Abschiebeaktion auf die Plassenburg heimlich unterstützt zu haben, damit die jüdischen Kurgäste nicht seiner eigenen Gemeinde zur Last fielen. In der Folgezeit verschärften sich die Spannungen in der nach Bildung und Einkommen heterogenen Gruppe der Internierten. Die besser gestellten Juden versuchten, sich von den sozial niedrigeren Landsleuten deutlich abzugrenzen. So erreichten sie etwa bei den Verantwortlichen, dass ihnen ein eigenes separates Quartier auf der Plassenburg zugewiesen wurde.

²⁴¹ Flessa-Bericht, S. 161-177

²⁴² Ebd.



Internierung auf der Plassenburg: Versammlung im Schönen Hof © Stadtarchiv Kulmbach, Wolfgang Schoberth



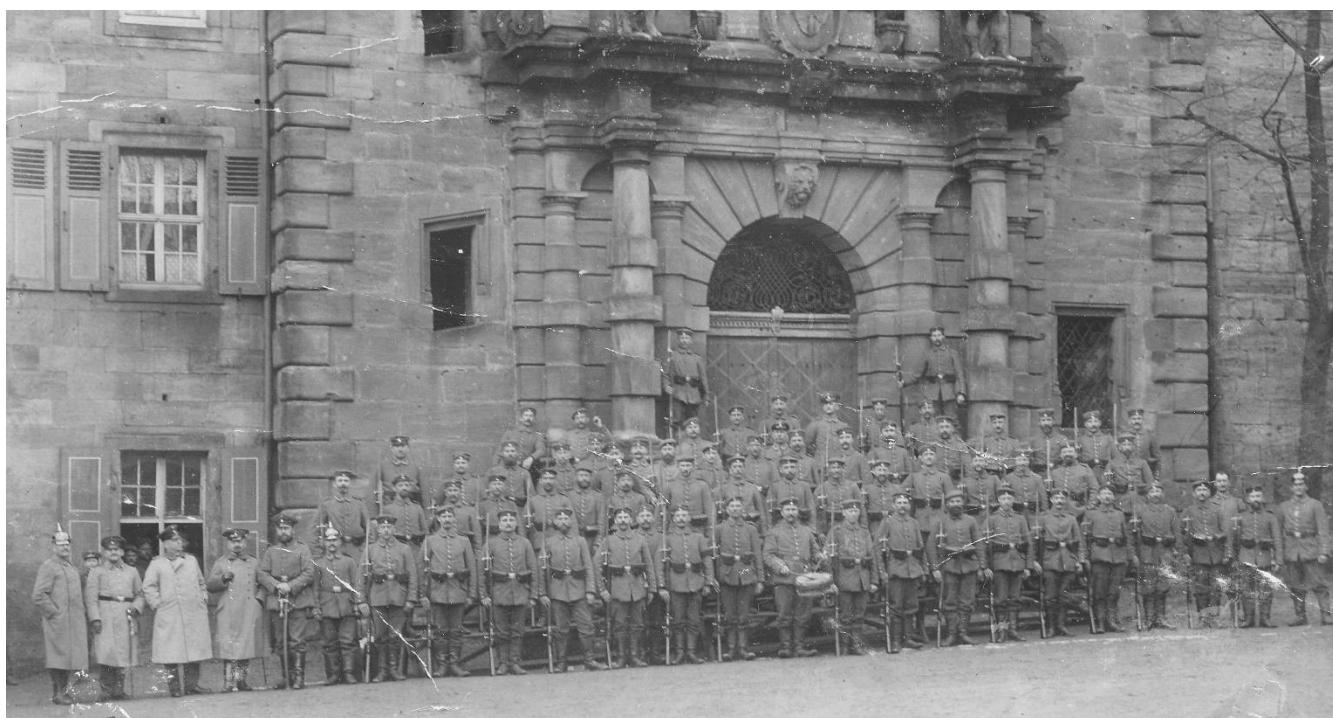
Versammlung im Schönen Hof © Stadtarchiv Kulmbach, Wolfgang Schoberth



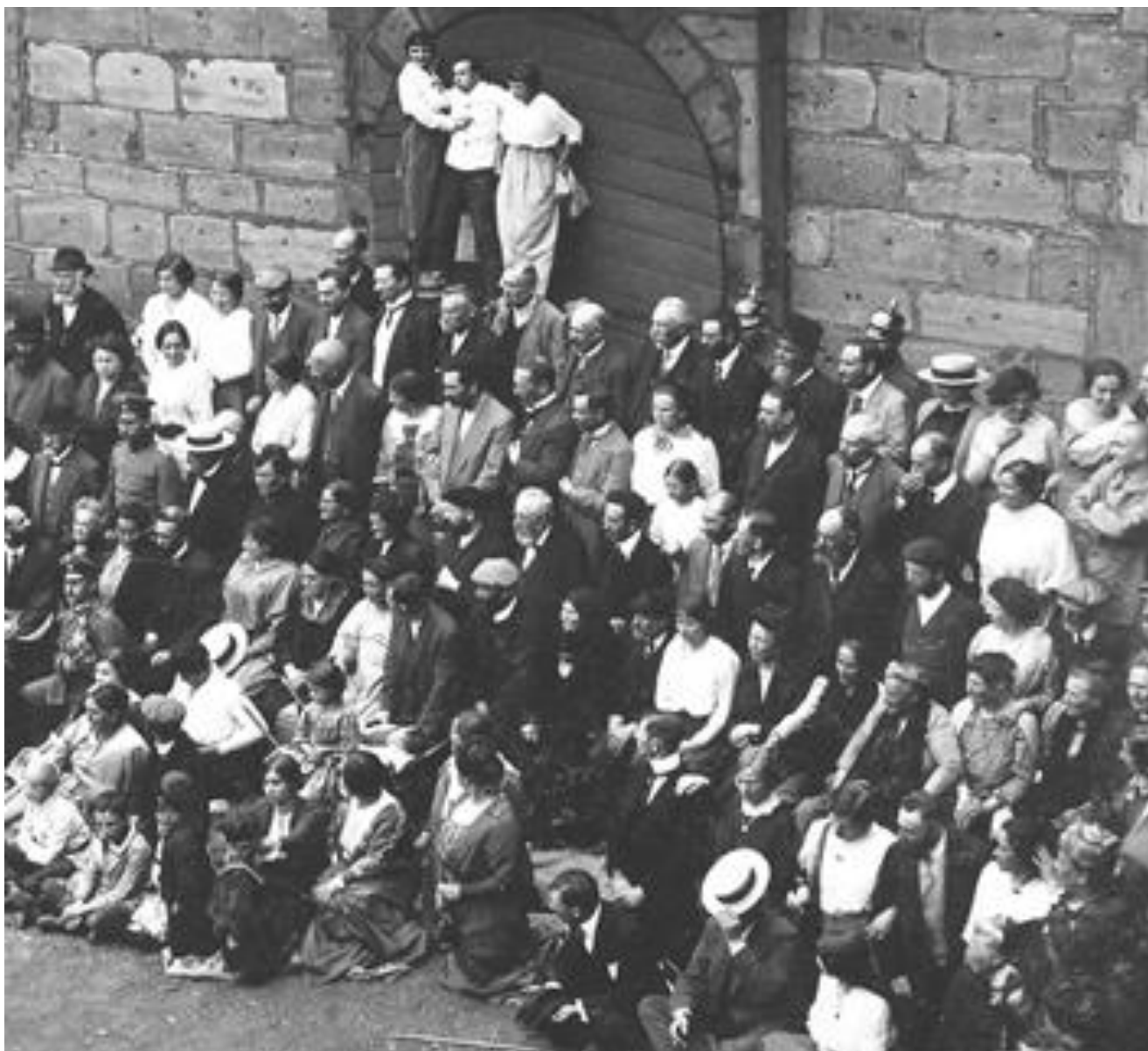
Spaziergang im Buchwald © Stadtarchiv Kulmbach, Wolfgang Schoberth



Spaziergang im Buchwald © Stadtarchiv Kulmbach, Wolfgang Schoberth



Die internierten russischen Juden spielen zum Zeitvertreib Theater; das Wachkommando auf der Plaszsenburg © Stadtarchiv Kulmbach, Wolfgang Schoberth



Internierung auf der Plassenburg: Versammlung im Schönen Hof © Stadtarchiv Kulmbach, Wolfgang Schoberth

Zu dem sozialen Konflikt gesellte sich ein religiöser: Die orthodoxen Juden mieden zunehmend den Kontakt mit den liberalen Juden, die sie als nicht rechtgläubig ansahen. Auch wegen dieser wachsenden internen Spannungen war der Kulmbacher Stadtmagistrat daran interessiert, die Internierten wieder abzuschicken. Die Verhandlungen darüber mit dem Innenministerium in München und mit den Militärbefehlshabern anderer Städte (unter ihnen Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main und Leipzig) zogen sich jedoch bis zum 9. September 1914 hin. Einige Internierte bemühten sich selbstständig um eine Ausreise ins neutrale Ausland, vor allem nach Dänemark und in die Schweiz.